

DAS MAGAZIN DER KAPUZINER

cap!

SOMMER
2026

Glaube und Zweifel

Tobias Haberl
über Treue und
Gottesferne

Verzichten

Bewusst Raum für
Neues schaffen

Anders sein

Zwischen Sicherheit und Vielfalt:
Über Franziskus, den Kern des Menschseins
und die eigene Identität



FOTOS: UNSPLASH, KAPUZINER/LÉMRICH

Liebe Leserinnen und Leser!

Die Welt heute steht auf dem Prüfstand. Dinge, von denen man geglaubt hatte, dass sie überwunden worden seien, weil man aus der Geschichte gelernt hat, verbreiten sich wieder: Rassismus, Rechts- und Linksrassismus, Populismus – und damit verbunden die Verdammung des Anderen und des Andersseins. Alles das, was nicht in das Schema der Normalität passt, geht nicht und muss angepasst oder am besten vereinheitlicht werden, so dass es nicht mehr fremd ist. In einer Welt, die für viele unsicher, brüchig und undurchsichtig geworden ist, gepaart mit massiven Zukunftsängsten, werden vermeintliche Sicherheiten gesucht sowie jemand, der sagt, was richtig und falsch, was normal und nicht normal, eben anders, ist.

Doch so sehr das Andere und Fremde einigen Menschen Angst macht und sie verunsichert, so stellt es für viele andere Vielfalt, Bereicherung und einen Reichtum dar.

Christliche Spiritualität steht für Reichtum und Vielfalt, für Buntheit und Non-Konformität. So leben zum Beispiel in den Reihen von uns Kapuzinern so viele verschiedene Typen, dass man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass Anderssein geradezu normal ist.

Ein Leben in dieser Buntheit und Vielfalt kann nur dann gelingen, wenn es nicht um richtig und falsch geht, sondern um das Verstehen-Wollen des Anderen, um die Auseinandersetzung mit dem Anderen. Das erfordert Aufmerksamkeit und die besondere Fähigkeit des Hin- und Zuhörens. Der Sommer ist eine gute Gelegenheit, wieder Abstand zu gewinnen und die Kunst der Wahrnehmung sowie des Verstehen-Wollens wieder einmal einzuüben. Dazu möchten die Beiträge dieses Heftes Sie einladen.



Br. Thomas Dienberg

Br. Thomas Dienberg



06

Inhalt

Ausgabe
SOMMER

2026

Rubriken

03 Editorial

18 Einblick

27 Kapuziner helfen

30 News

42 Standpunkt

43 Kontakte/Impressum

TITELBILD: ISTOCK



20



22

TITELTHEMA: ANDERS SEIN

06 Über das Anderssein

Ein Blick auf Unterschiede und die menschliche Würde

08 Franziskus von Assisi

In einer von Veränderungen geprägten Welt lebte Franziskus einen anderen religiös-gemeinschaftlichen Lebensstil

12 Wer bin ich?

Die Kraft der eigenen Identität: Drei Menschen und ihre Erfahrungen mit dem Anderssein

16 Umfrage

Auf zur Quelle: Wo schwimmst Du gegen den Strom?

20 WAS TREIBT DICH AN?

Autor und Journalist Tobias Haberl über seine Erfahrungen als Christ und den Umgang mit Gottesferne

22 Gottesbeweise

Schönheit, selbstlose Liebe, die Hoffnung auf Trost: Ist das die Gewissheit eines Gottes?

26 Kapuziner in der Schweiz

Ergänzt die Schweiz die bestehende Vier-Länder-Provinz?

28 ZWEI KÖPFE, ZWEI MEINUNGEN

Sollen Geschäfte am Sonntag öffnen? Unser Pro und Contra zwischen Ruhe, Innovation und Business

IMPULS & LEBEN

32 Kontemplatives Gebet

Im Gebet zur Begegnung mit Gott: eine Anleitung in fünf Schritten

34 Aktuelle Literatur

Die Gottesfrage in Romanen der Gegenwart: zwei Buchtipps

36 Verzicht und Freiheit

Der Verzichtsforscher Timo Heimerding über die Vorzüge des freiwilligen Verzichts

40 Der Podcast und seine Erfinder

Über neue Medienformate und ihre Vorzüge. Inklusive Podcast-Tipps!

Kloster im Netz

Was wir tun, für welche Werte wir stehen und wie Sie mit uns in Kontakt kommen, finden Sie in unserem „Kloster im Netz“. [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

Monatlicher Newsletter

Einmal im Monat schicken wir Ihnen ein Update per Mail: Was war im letzten Monat wichtig? Einfach kostenlos bestellen! [kapuziner.org/newsletter](https://www.kapuziner.org/newsletter)

Magazin cap!

Das Magazin der Kapuziner erscheint dreimal im Jahr. Sie können sich cap! kostenlos nach Hause liefern lassen. [kapuziner.org/magazin](https://www.kapuziner.org/magazin)

Helfen Sie uns helfen!

Sie wollen die Kapuziner unterstützen? Alle Informationen und eine Online-Spendenmöglichkeit finden Sie auf unserer Website. [kapuziner.org/spenden](https://www.kapuziner.org/spenden)



Über das normale Anderssein

Zwischen Sicherheit und Vielfalt: Warum das „Andere“ oft verunsichert und doch zum Kern des Menschseins gehört. Jesus selbst wendet sich den Menschen am Rand zu und eröffnet so einen neuen Blick auf Unterschiede und Würde.

TEXT: BR. THOMAS DIENBERG

» Irgendwie war es immer anders. Ich habe einen Zwillingsbruder, der mein Leben mitgeprägt hat – und ich hatte nie das Gefühl, dass wir irgendwie anders sind. Aber etwas bei uns war anders, denn von Beginn an waren wir zu zweit, sahen ziemlich identisch aus (zumindest in der Vergangenheit). Wenn ich gemeinsame Fotos von uns beiden bis zum zwölften Lebensjahr sehe, dann kann ich nicht sagen, wer ich bin oder wer mein Bruder ist. Wir waren die einzigen Zwillingsbrüder in unserer Nachbarschaft und auch in der Schule. Das war nicht normal, das war anders.

Doch waren wir auch anders? Nein, ich glaube nicht: Es gab auch bei uns die typischen Konflikte zwischen Geschwistern, Rivalitäten zwischen Brüdern und Phasen von Nähe und Distanz. Also irgendwie anders – und doch normal?! Was ist normal, und was ist anders? Und wer definiert, was normal oder anders ist? Gibt es, wenn man Menschen anschaut, überhaupt so etwas wie Normalität?

Das Geheimnis respektieren

Menschsein heißt doch, ein Geheimnis zu sein und zu bleiben. Der andere ist anders und bleibt anders. Auch wenn ich einen Menschen liebe: Dieser Mensch ist anders, ist immer auch ein Geheimnis. Partnerschaften

gelingen nur, wenn ich dieses Geheimnis respektiere, stehen lassen kann und den Partner oder die Partnerin nicht nach meinen Ansichten oder Wünschen mir anzugleichen versuche.

Noch können wir keine Menschen identisch klonen, und auch Zwillinge sind nicht gleich, sondern in ihren Persönlichkeiten anders und unterschieden, so wie mein Zwillingsbruder eben mein Bruder ist, und nicht ich. Gerade angesichts der Geschlechterdefinitionen und der Genderfrage heute taucht mehr und mehr die Frage nach dem auf, was normal ist. In diesen Diskussionen wird deutlich, dass das „Normale“ sich an gesellschaftlichen Regeln orientiert. Diese können sich verändern und sehen ohnehin von Kulturbereich zu Kulturbereich sehr unterschiedlich aus.

„Normal sein“ ist relativ

Was normal ist, das ist so eine Art Richtschnur für das Leben, die Orientierung gibt und auch das Denken einer Kultur widerspiegelt. Normalität ist also sehr relativ, kulturell und kontextgebunden. Auch Generationen haben unterschiedliche Kategorisierungen dessen, was als normal oder eben als anders gilt, je nachdem, wie und wo sie aufgewachsen und geprägt worden sind.

Ist normal also etwas Positives oder etwas Negatives? Oder geht es gar nicht um Wertungen? Leider ist das so, es geht in der Frage, was normal oder auch anders als normal ist, oft auch um Wertungen. Das andere ist oft das Fremde. Es ist das, was stört, nicht in den Rahmen passt – und Urteile, Zuschreibungen und Gewohntes durchbricht, eben Unruhe schafft.

Das gilt insbesondere auch in unserer heutigen Zeit, in welcher die Welt von vielen als brüchig, als gefährdet, komplex und unsicher erfahren wird. Da ist das Bedürfnis nach Sicherheit und Klarheit allorten zu spüren. Nicht umsonst sind einfache und klare Antworten, deutliche Zuschreibungen, was gut und richtig sowie falsch und schlecht ist, gefragt. Anderssein passt da oft nicht, verunsichert noch mehr – und das löst Ängste aus.

Diversität, der Reichtum in der Verschiedenheit, das Wissen um das Anderssein eines jeden Menschen, der nie gleich einem anderen ist, immer etwas Geheimnisvolles hat und darin anders ist, das ist heute vielfach in Gefahr. Das Bedürfnis nach Sicherheit und nach jemandem, der sagt, was richtig oder falsch ist, treibt Menschen in fundamentalistische Strömungen, in Kirche, Politik oder Gesellschaft. Es macht das Leben für viele Menschen einfacher, greifbarer und handhabbarer, eben auch verständlicher.

Für diejenigen allerdings, die dann als anders gelten, machen diese Kategorien das Leben schwer.

Leben ist nicht eindeutig, Leben ist vieldeutig und vielfältig. Es ist bunt und nicht uniform. Schau ich auf die heilige Schrift, so lese ich die Evangelien als ein Plädoyer für das Anderssein. Jesus wendet sich in den meisten Begegnungen nicht dem Normalen zu. Jesus blickt auf die Anderen, die am Rande Lebenden, die anders, fremd und ausgestoßen waren: Arme, Aussätzige, Frauen, Zöllner und Sünder. In dieser Hinwendung zeigt er, dass eine jede Person, unabhängig von Stand, Geschlecht, politischer Ausrichtung und unabhängig von dem, was als „normal oder anders“ gilt, von Gott geliebt ist. Das bedeutet Vielfalt und verhilft vielleicht dazu, sich ein Stück von den Kategorisierungen in normal und anders zu verabschieden.

Das Leben in Vielfalt erleben

Der islamische Mystiker und Dichter Rumi (1207-1270) schreibt dazu folgende markante und zutiefst wahre Worte: „Jenseits von richtig oder falsch liegt ein Ort, dort treffen wir uns.“ Auf unser Thema gemünzt, lässt sich dieser Satz auch umformulieren: „Jenseits von normal oder anders liegt ein Ort, dort treffen wir uns“. Und können so das Leben im normalen Anderssein in Fülle genießen und erleben. **T**



FOTO: ISTOCK

Das Anders- sein

des Franziskus

Franz von Assisi lebte in einer Welt beängstigender Veränderungen. In dieser wagte er einen eigenen, einen anderen religiös-gemeinschaftlichen Lebensstil. Franziskus war Fremdling, Veränderer und wählte immer die Bewegung.

TEXT: BR. ADRIAN MÜLLER

» Ein Blick zurück, rund 800 Jahre. Ein Blick in eine Zeit, in der Franz von Assisi lebt und wirkt. Die Welt ist im Umbruch, die Kulturen verändern sich. Es entstehen Städte und städtisches Leben; es vollzieht sich langsam ein Wandel vom Tauschhandel zur Geldwirtschaft; neue Berufe und Gesellschaftsschichten etablieren sich; andere Formen des Ordenslebens entstehen. Last, but not least, beginnen Laien in der Bibel zu lesen, was ihnen seit dem fünften Jahrhundert verboten ist. Die bibellesenden Laien begreifen: Gott ist anders als bisher verkündet worden ist.

Analytisch liest sich das aus der Entfernung ermutigend und beruhigend. Doch wenn man selbst in diesem Wandel steckt und Federn lassen muss, dann ist dies eine Herausforderung, die Franz von Assisi damals angenommen und durchlitten hat. Ähnlich wird es Menschen gehen, die in 800 Jahren auf heutige Umbrüche und Krisen schauen werden.

Erleben und Betrachten haben unterschiedliche Qualitäten. Franz von Assisi war mittendrin und nicht nur ein Zuschauer seiner Zeit. Er war ein Mitsucher und Mitgestalter – und oft ging es in die falsche Richtung. Da brauchte es stets wieder Kurskorrekturen. Franziskus gehörte zum neuen Bürgertum und war auch da ein Reformier, Veränderer und Neu-Ausrichter.

Von Anfang an ist Franziskus anders

Der Tuchhändler Franziskus erlebt mehrere Bürgerkriege in Assisi und kämpft selbst an der Front gegen die Adligen von Perugia. Als neureicher Bürgersohn zieht er mit Pferd und glänzender Rüstung stolz und siegesgewiss in die Schlacht. Doch der Adel verachtet diese neureichen Bürger-

söhne und sieht die Konkurrenz ungern. Die Bürger von Assisi verlieren die Schlacht und Franziskus kommt in Kriegsgefangenschaft, denn für den Sohn des Pietro Bernardone kann man Lösegeld verlangen. Das ist das Privileg der Reichen und wichtig fürs Überleben. Der Gefangene Franziskus ist nicht nur ein gewöhnlicher armer Schlucker, Leibeigener, sondern ein freier Städter und Sohn eines internationalen Stoffhändlers, der neben seiner Muttersprache Französisch spricht und singt. Getauft war Franz auf den Namen Johannes des Täufers, doch als Frankreich-Reisender, Exporteur und Importeur nennt man ihn Franziskus. Franziskus, ein Ehrenname für die Stadt-Berühmtheit also. Schon der neu verwendete Name Franziskus weist auf ein Anderssein des reichen Tuchhändlers aus Assisi hin.

Wie lebt es sich in einem dunklen und schmutzigen Verließ im Perugia des 12. Jahrhunderts? Es gibt keine Bediensteten und keine feinen Stoffe, >

FOTO: MICHAEL HIMML



”

Alle Brüder sollen sich freuen, wenn sie unter niedrigen und verachteten Menschen, unter Armen und Schwachen, unter Kranken und Aussätzigen und unter den Bettlern auf der Straße verkehren.“ (Nicht bullierte Regel, Kapitel 9)

keine frische Luft und auch wenig Licht; keine Einzelzelle und keine Menschenrechte für Kriegsgefangene. Auch der wunderbare Hauptplatz von Assisi, wo man sich traf und flanierte und die abendlichen Feste der bürgerlichen Stadtjugend, sind fern. Im Gefängnis sind die Reichen nicht unter sich. Da leben auch Verbrecher, Umstürzler und dunkle Gesellen. Zusammengepfercht und in Angst vor Übergriffen, ohne Ablenkung und ohne Freiheit kommt man bei sich selbst an.

Auf der Suche nach dem richtigen Platz

Vielleicht – man muss spekulieren – gibt es in einem Gefängnis auch interessante Menschen. Gebildete Abweichler und Regimegegner werden bis heute gerne hinter Schloss und Riegel gehalten. Vielleicht begegnet da Franz von Assisi auch Menschen, die unerlaubt in der Bibel gelesen haben, die ihm von einem armen Jesus von Nazareth erzählen, der nicht weiß, wo er schlafen soll, der von den Römern, den Besatzern, als Jude hingerichtet wird. Jesus als ein Gekreuzigter und nicht als ein Weltenherrscher. Wo war nun dieser Jesus zu fin-

den, im reichen Palast seines Vaters oder im schmutzigen Verließ in Perugia? Franziskus wollte später diesem armen Jesus nachfolgen. Als minder Bruder.

Nach politischen Spielchen und Verträgen musste der Vater des Franziskus ein Lösegeld bezahlen und sein kriegsgefangener Sohn kommt frei; vermutlich mit körperlichen und psychischen Krankheiten. Franziskus steht zwischen den Fronten, er ist kein Adliger, hat einen reichen Vater – und Jesus von Nazareth war arm. Mag sein, dass er zuerst noch adlig werden wollte und sich auf Abenteuer einließ, doch wird nichts daraus. Weder Ehre noch Geld leiten sein Denken und Fühlen.

Barmherzigkeit verändert das Leben

Als erfahrener 24-Jähriger (mit 14 galt man damals als erwachsen) kommt 1205 bis 1206 eine Phase der Umkehr, des Anderswerdens und -fühlens. Interessant für das Verständnis dieser Veränderung, dieser Neuorientierung, ist ein Text aus dem geistlichen Testament, das Franziskus kurz vor seinem Tod selbst verfasst hat. Darin schreibt

Franziskus unter anderem davon, dass er Aussätzigen Barmherzigkeit erwiesen habe und durch solches Tun verändert wurde. Seine Wahrnehmung der Aussätzigen wurde anders. Er fühlte nicht mehr Ekel und Abscheu vor ihnen, sondern wurde zu den Kranken und Ausgeschlossenen hingezogen und lebte Barmherzigkeit. Das erinnert an die sieben Werke der Barmherzigkeit, die oft an Kathedralwänden dargestellt werden.

Während der Pest-Pandemie wurden vor 800 Jahren Menschen zur Sicherheit der Gesunden ausgegrenzt und isoliert. Aussätzige wurden aus der Stadt verbannt und mussten laut auf sich aufmerksam machen, damit niemand irrtümlich zu nahekam und sich ansteckte. Man fürchtet und verachtet die Aussätzigen. Manchmal wurde mit den lebenden Aussätzigen eine Beerdigung inszeniert und diese dann offiziell aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Vor den Stadtmauern baute man Anstalten für die Ausgeschlossenen. Ansonsten lebten Aussätzige mit anderen Außenseitern und Räubern in den Wäldern.

Unterwegs sein, ein Fremder bleiben

Franziskus veräußert seinen Reichtum, entfremdet sich von seinem Vater und dem Bürgertum. Er wählt seinen Weg „dazwischen“. Er lebt und betet draußen vor den Toren der Städte und predigt in der Stadt. Franz lernt ein neues Gottesbild kennen, lebt nach dem armen Jesus von Nazareth, will aber Teil der Papstkirche bleiben. Bis zu seiner Umkehr ist er vor allem Bürger von Assisi, nachher ist er viel unterwegs und bleibt selten ein Jahr an einem Ort. Franziskanische Itineranz (Unterwegssein) nennt man das. Franz wird Bruder aller Menschen, gründet eine Brüdergemeinschaft. Er wird weder Mönch noch Einsiedler, vom Kaufmann reden wir schon gar nicht mehr.

Auch in seiner eigenen Lebensgemeinschaft wird Franziskus ein Fremder. Er gibt seine Leitungsfunktionen ab und möchte durch sein persönliches Leben und seine Spiritualität Brüder und Menschen überzeugen. Bis heute ringen Franziskaner und Kapuziner mit den Lebensidealen eines Franz von Assisi. Der Heilige war und bleibt anders und ist damit immer auch eine Herausforderung.

Anders sein: Laien lesen in der Bibel

Ab dem fünften Jahrhundert riet man den Laien ab, das Alte Testament zu lesen. Dabei gab es im Mittelalter nur wenige Menschen, die wirklich lesen konnten. Vor allem Kleriker und reiche Frauen lernten lesen. Mit dem Aufkommen von Händlern entstand eine neue Schicht von Menschen, die lesen und schreiben konnte: Händler mussten fähig sein, Verträge zu lesen und zu verstehen, denn jede Stadt hatte eine eigene Marktordnung. So begannen im 12. und 13. Jahrhundert gebildete Laien in der Bibel zu lesen und diese selbstständig auszulegen. Nicht unbedingt zur Freude der kirchlichen Elite, die bisher das Deutungsmonopol innehatte. Die Päpste wiesen das Bibellesen der Laien noch zu Lebzeiten eines Franziskus zurück. 1199 untersagte Innozenz III. die Bibellektüre bei privaten Zusammenkünften. Auf der 1229 in Toulouse unter der Leitung Gregors IX. tagenden Synode wurde den Laien der Besitz des Alten und Neuen Testaments mit Ausnahme des Psalters und des Breviers (des Stundenbuchs) untersagt. 1234 erklärten die spanischen Bischöfe auf der Synode von Tarragona jeden zum Ketzer, der eine romanische Übersetzung der Heiligen Schrift besaß und diese nicht innerhalb von acht Tagen nach der Bekanntmachung des Dekrets zur Verbrennung ablieferte. Franziskus und seine Brüder haben trotzdem in der Bibel gelesen, sich an ihr orientiert und darüber gepredigt.



Stundenbuch Das Brevier des heiligen Bernhardin von Siena, aus dem Franziskanerkloster Paderborn

FOTOS: KAPUZINER/RAUSER, ROLAND PIEPER

Wer *bin* ich?

Erwartungen, Vorurteile und die Suche nach Zugehörigkeit:
Drei Menschen berichten in cap! über ihre persönlichen Erfahrungen mit
dem Anderssein und die Kraft der eigenen Identität.



TEXT: TOBIAS RAUSER

» Ein lauer Sommerabend in Niederbayern. Johannes Niederhofer sitzt mit Freunden bei einem Bier zusammen. Man kennt sich seit Jahren. Die Freunde sprechen über ihre Arbeit, Beziehungen und den Alltag. Vertraute Gespräche, ein gemeinsamer Blick auf die Dinge. Bei einem Thema ist es anders: Wenn es um den Glauben geht. Hier wird deutlich, dass Johannes Niederhofer einen anderen Weg eingeschlagen hat als die meisten in seinem Umfeld. Der 30-Jährige ist gläubiger Katholik. Und genau das unterscheidet ihn von einigen seiner Freunde, die er seit Jugend an kennt.

Johannes wächst auf einem Bauernhof im Landkreis Passau auf. Die Familie ist katholisch, alle Kinder ministrieren. Zwei seiner Schwestern studieren später Theologie. Eine katholische Sozialisierung, und doch verliert der Glaube für ihn als Jugendlicher an Bedeutung.

Mit Anfang 20 beginnt er, neu nach spirituellen Antworten zu suchen. Eine Sinnkrise bringt ihn dazu, sich mit den großen Fragen des Lebens zu beschäftigen. Auf einer christlichen Veranstaltung macht er eine Erfahrung, die für ihn zum Wendepunkt wird. „Ich habe gemerkt, dass Jesus für mein eigenes Leben relevant ist“, sagt er. Seit diesem Tag bezeichnet sich der Niederbayer selbst als „neu katholisch“.

„DORT IST NIEMAND GLÄUBIG“

Was ihm im Leben Orientierung gibt, macht ihn in seinem alten Freundeskreis zum Außenseiter. „Dort ist niemand gläubig“, erzählt er im Gespräch mit cap!. Die alten Freundschaften bestehen weiter, doch bei einigen grundlegenden Fragen gehen die Ansichten oft weit auseinander. „Ich weiß und muss damit leben, dass ich mit dem, was mich wirklich begeistert, oft allein bin.“

Manchmal entsteht aus dieser Reibung eine Diskussion. Warum braucht man die Kirche zum Heiraten? Warum hält man trotz aller Kritik an der Organisation Kirche an religiösen Überzeugungen fest? „Ich werde nicht selten belächelt“, sagt er. Trotzdem möchte er seine Über-



„

Ich weiß und muss damit leben, dass ich mit dem, was mich wirklich begeistert, oft allein bin.“ Johannes Niederhofer

zeugungen nicht verstecken. Es ist ihm wichtig, als Christ über seinen Glauben zu sprechen.

Für den jungen Mann hat dieses Anderssein als Christ in einer säkularisierten Umgebung viel mit Identität zu tun. Früher habe er sich stark über Leistung definiert. Heute beschreibt er seinen Glauben als Fundament seines Lebens. „Vielleicht habe ich dadurch überhaupt erst Identität gewonnen.“ Halt findet der junge Mann heute in einer kleinen Gemeinschaft von Christen, mit denen er betet, musiziert und Zeit verbringt. „Hier finde ich Zugehörigkeit und eine geistliche Heimat.“ Fragt man ihn, ob sein Anderssein als Katholik eher Herausforderung oder Chance ist, antwortet er entschieden: „Ich bin froh, Christ zu sein.“

>

FOTOS: ISTOCK, PRIVAT

AUS INDIEN NACH BAYERN

Als Br. Charls John 2017 aus dem südindischen Bundesstaat Kerala nach Deutschland kommt, ist vieles neu für den jungen Kapuziner. Das Wetter, die Sprache, die Kultur. „Es war alles ein bisschen anders“, erinnert er sich. Kein Kulturschock, aber doch eine Zeit der Herausforderung und des Ankommens.

Der Kapuziner war von dem Leiter seiner indischen Ordensprovinz wenige Wochen nach seiner Priesterweihe für den Dienst in Deutschland angefragt worden. Für Br. Charls war das eine Überraschung, denn eigentlich wollte er in die Mission nach Nordindien oder Afrika. Stattdessen ging es in die Kapuzinerklöster in Frankfurt am Main und später in die bayerische Landeshauptstadt München, wo er heute lebt.

Dass er anders ist als die meisten Menschen um ihn herum, wird Br. Charls schnell bewusst. Da geht es um seine Herkunft, seine Hautfarbe. Aber auch um sein Verständnis von Kirche. Br. Charls



”

Ich versuche, von beiden Seiten das Gute anzunehmen, aber auch meine Wurzeln nicht aufzugeben.“ Br. Charls John

stammt aus der syro-malabarischen Kirche mit eigenen liturgischen Formen und spirituellen Akzenten. Als er nach Deutschland kommt, erlebt er die Art, wie Glaube und Liturgie hier gelebt werden, als ungewohnt. „Ich habe Kirche hier viel liberaler erlebt als ich es kannte“, sagt er. Liturgie und Gebet hätten in seiner Heimat einen anderen Stellenwert und andere Ausdrucksformen.

Für den heute 42-Jährigen stellte sich damals die Frage, die viele Menschen kennen, die in einem anderen Land leben: Wie viel Anpassung ist notwendig? Welche eigene Identität und Anders-Artigkeit möchte ich bewahren? Seine Antwort: „Ich versuche, von beiden Seiten das Gute anzunehmen, aber auch meine Wurzeln nicht aufzugeben.“

Seit fast zehn Jahren lebt er nun in Deutschland. Diese Zeit hat seinen Blick verändert. Der Kapuziner hat andere Denkweisen kennengelernt, andere Formen des Zusammenlebens und andere Perspektiven auf Kirche und Gesellschaft. Diese Veränderung führt heute auch dazu, dass er bei Besuchen in Indien manche Dinge anders bewertet als früher und deshalb von alten Freunden anders wahrgenommen wird. „Auch in Indien bin ich nun ein Stück fremd geworden.“

Zum Anderssein gehören für Br. Charls auch Erfahrungen mit rassistischen Vorurteilen. Immer wieder begegnet er Menschen, die ihn zunächst auf seine Hautfarbe reduzieren. Es gibt Situationen, in denen sich Menschen lieber einen deutschen als einen indischen Priester wünschen.

Diese Situationen will er nicht zu nah an sich heranlassen, Br. Charls will nicht, dass sie ihn und sein Weltbild prägen. Deshalb verweist er auf die Erfahrung, dass Vorurteile verschwinden, sobald Menschen miteinander ins Gespräch kommen. Oft dauere es nur wenige Minuten, bis Herkunft oder Hautfarbe keine Rolle mehr spielten. Entscheidend sei, wie Menschen sich begegnen.

Für den franziskanischen Ordensmann gehören seine indische Herkunft und seine Berufung als Kapuziner untrennbar zusammen. Beides gibt ihm Orientierung, unabhängig davon, in welchem Land er gerade lebt und ob er dort anders wahrgenommen wird. „Ich bin Charls“, sagt er. „Ich bin Inder. Und ich bin Kapuziner.“

FOTO: KAPUZINER

BEGEGNUNG AUF AUGENHÖHE

Die kleine Holzfigur steht gut sichtbar im Zimmer von Br. Norbert Lammers. Zwei Menschen umarmen sich. Für den Franziskaner aus dem Emsland ist sie mehr als ein Kunstwerk. Sie erinnert ihn an eine der zentralen Szenen im Leben des Franziskus: die Begegnung mit dem Aussätzigen. Eine Begegnung auf Augenhöhe. Zwei Menschen sehen einander, ohne Vorbehalte. Für Br. Norbert ist dieses Bild bis heute ein Schlüssel zu einer Frage, die ihn viele Jahre seines Lebens begleitet hat: Was bedeutet es eigentlich, anders zu sein?

Br. Norbert wurde 1962 im Emsland geboren. Mit 22 Jahren trat er in den Franziskanerorden ein. Er studierte in Münster und Wien, arbeitete als Kaplan, Pfarrer und als Exerzitienbegleiter. Heute lebt er in Hofheim. Der Franziskaner ist homosexuell und spricht mittlerweile offen darüber. Lange hat er sich gefragt, welchen Platz er in Kirche und Gesellschaft hat. „Ich habe mich lange anders gefühlt“, sagt er. Gleichzeitig fügt er hinzu: „Eigentlich habe ich mich nie als anders verstanden.“

Dieser Widerspruch zieht sich durch seine Lebensgeschichte. Anderssein war für ihn weniger eine eigene Wahrnehmung als etwas, das ihm von außen zugeschrieben wurde. Viele Jahre versuchte er, nicht aufzufallen. Über seine sexuelle Orientierung sprach er nicht. „Es ging mit einem Versteckspiel einher“, erzählt er rückblickend. Wer nicht auffällt, bietet keine Angriffsfläche. Doch der Preis dafür war hoch. „Im Grunde genommen bin ich mit einem Korsett durch die Gegend gelaufen“, beschreibt er seine Situation heute. Ein Teil seiner Persönlichkeit blieb unsichtbar.

Irgendwann begann ein längerer innerer Prozess. Der eigentliche Wendepunkt kam allerdings unerwartet. Während einer Predigt sprach er plötzlich öffentlich über seine Homosexualität. Geplant war das nicht. Die Reaktion der Gemeinde überraschte ihn. Menschen kamen auf ihn zu, boten Unterstützung an und machten ihm Mut. Seither spricht er offen über sein Leben als schwuler Franziskaner – und muss dabei auch mit Hass und Anfeindungen klarkommen. Manche machen ihm seine Berufung als Priester und Ordensmann streitig. Immer wieder muss er klarstellen: homosexuell sein bedeutet nicht, seine Sexualität auch

FOTO: FRANZISKANER



”

Eigentlich habe ich mich nie als anders verstanden.“ Br. Norbert Lammers

auszuleben. Dennoch hat er den Schritt nie bereut. „Ich kann in meiner Identität freier atmen“, formuliert er heute. Nicht, weil er ein anderer Mensch geworden wäre, sondern weil er aufhörte, einen Teil von sich zu verbergen.

Wenn er auf die Situation in der Kirche schaut, ist er froh darüber, dass er in vielen Teilen auf eine Haltung trifft, die homosexuellen Menschen gegenüber offener ist als früher. Gleichzeitig werden diese als besondere, andersartige Gruppe markiert. „Du bist willkommen“, hört sich für ihn oft an wie: Du bist anders als wir, aber wir entscheiden großzügig, dass Du dabei sein darfst. „Das ist keine Begegnung auf Augenhöhe“, sagt er. Wenn in Kirche und Gesellschaft über Homosexualität, Segensfeiern oder sexuelle Vielfalt diskutiert wird, fühlt er sich unmittelbar angesprochen. Persönlich, aber auch aus Solidarität mit Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen.

Hoffnung gibt ihm der franziskanische Blick auf den Menschen. Franziskus habe Menschen nicht zuerst in Kategorien gesehen. Die Begegnung mit dem Aussätzigen steht für Br. Norbert deshalb bis heute für eine Haltung, die den Menschen vor alle Zuschreibungen stellt. Dort begegnen sich zwei Menschen, ohne dass einer über dem anderen steht. „Wo Augenhöhe trotz aller Unterschiede entsteht, entwickelt sich Menschsein“, sagt er. **T**

Wo schwimmst du gegen den Strom?

Auf zur Quelle! Manchmal sind es kleine Dinge im Alltag, die für andere unkonventionell daherkommen. Wir haben nachgefragt: „Wo schwimmst Du gegen den Strom?“

UMFRAGE: BR. MICHAEL MASSEO MALDACKER



”

Ich bin radikale Optimistin. Trotz der erschreckenden politischen Entwicklungen in unserer Welt und den großen Umwälzungen in unserer Gemeinschaft bin ich weiterhin voller Hoffnung, dass es eine gute Zukunft gibt.“

Sr. M. Kathrin Prenzel

Franziskanerin von Sießen, Bad Saulgau



”

Mit 22 Jahren habe ich eine Lebensentscheidung getroffen, die sich immer mehr als ein gesegneter Weg zeigt. Für viele wahrscheinlich besonders: ohne Partnerschaft, ohne Eigentum und bewusst an einem bestimmten Ort.“

Jakob Auer

Erzabt des Benediktinerstifts St. Peter, Salzburg



”

Jesus, Glaube und Kirche sind von gestern“: Ich sage das bewusst nicht! Als junger Mensch mit Hoffnung, innerer Fröhlichkeit und mutiger Tatkraft versuche ich, an einer Kirche für heute und morgen zu bauen.“

Br. Lukas Grote

Benediktiner und Influencer, Münsterschwarzach



”

Ich schwimme gegen den Strom, weil ich Details liebe – in der Medizin, in Lebensgeschichten, in Bildern. Und zugleich nach dem großen Ganzen frage, in dem für mich Gottes Spuren sichtbar werden.“

Brigitte Mayr-Pirker

Leitende Oberärztin, Koppl bei Salzburg



”

Im universitären Kosmos legen viele meiner Kolleginnen und Kollegen Wert auf ihre akademischen Titel. Mir hingegen bedeuten sie nichts, und ich bitte vor allem die Studierenden, mich allein mit meinem bürgerlichen Namen Schüller anzusprechen.“

Thomas Schüller

Professor und Kirchenrechtler, Münster



”

Ich habe ein Alkoholproblem: Ich trinke keinen. Für meine Mitmenschen ist das oft eine Riesenenttäuschung – ein Bayer, der kein Bier trinkt! Immerhin weiß ich bei echten Problemen: Alkohol ist bei mir weder Ursache noch Lösung.“

Roman Deininger

Chefreporter der Süddeutschen Zeitung, München



”

„Ich bin ein Liebhaber des echten losen Tees in seiner Reinheit und Einfachheit. Ich nehme mir Zeit für das Erleben von Tee, für mich ein Getränk der Achtsamkeit. Hier setze ich gerne einen anderen Akzent und nehme mir bewusst Zeit.“

Br. Michael Wies

Kapuziner, Altötting

FOTOS (VON OBEN): SR. BARBARA REGNAT, PRIVAT (2)

FOTOS (VON OBEN): KAPUZINER/MALDACKER, PRIVAT, NIKLAS KELLER/SZ, KAPUZINER/LEDERSBERGER

Schlag das Buch!

Eine Gruppe Jugendlicher besucht die historische Bibliothek im Kapuzinerkloster Luzern. Staunend stehen die jungen Leute in einem Raum, der bereits 1730 erbaut wurde. Die Bibliothek beherbergt rund 12.000 Bücher. Wer den Blick nach oben richtet, dem fallen die Männerporträts auf: die sogenannte Nuntien-Galerie. Sie zeigt die Botschafter des Papstes, die zwischen 1568 und 1873 in Luzern tätig waren. Doch eines der Highlights der Führung steht noch an: Bücher schlagen! Der Kapuziner, der die Gruppe leitet, steht neben einem Tischchen, auf welchem ein geschlossenes Buch liegt. Eine junge Frau steht ehrfürchtig davor. Doch wie öffnet man das alte Werk? Auf der einen Seite ist der Buchrücken, auf der anderen Seite sind Metallbeschläge. „Nur zuschlagen!“, ermuntert der Bruder. Die Jugendliche nimmt allen Mut zusammen und schlägt auf das Buch, die Metalle springen auf. Und allen wird in diesem Moment klar, wo das Sprichwort des „Buchaufschlagens“ herkommt.



WAS TREIBT DICH AN?

„Treue ist der Kern der Liebe“

Der Journalist Tobias Haberl hat mit seinem Buch „Unter Heiden“ viele Menschen angesprochen. Im Interview mit cap! spricht er über Gottesferne, Momente der Nähe und seine Entscheidung für den Glauben.



INTERVIEW: TOBIAS RAUSER

Herr Haberl, in welchen Situationen fühlen Sie sich Gott besonders nah?

Das ist eine schwierige Frage für mich, weil ich mich gerade in einer persönlichen Krisensituation befinde. Zurzeit spüre ich Gott kaum. Ein Dominikaner, mit dem ich darüber gesprochen habe, sagte mir, dass Gottesferne selbst für große Gestalten des Christentums eine normale Erfahrung war. Entscheidend sei, in solchen Momenten treu zu bleiben,

sich an frühere Erfahrungen zu erinnern, in der Liebe und im Gebet zu bleiben.

Haben Sie eine solche Gottesferne schon einmal erlebt?

Ja, immer wieder. Zweifel durchziehen mein ganzes Glaubensleben: Zweifel an der Existenz Gottes, an der Kirche. Ich finde das aber nicht schlimm. Im Gegenteil: Zweifel sind für mich so etwas wie ein Düngemittel des Glaubens. Zweifel führen dazu, dass ich mich intensiver auseinandersetze, bewusster bete, öfter zur Messe gehe, gezielter die Stille suche. Zweifel setzen etwas in Bewegung. Und daraus wächst wieder Glaube. Natürlich wünsche ich mir manchmal stärkere Gotteserfahrungen, wie andere sie schildern. Aber ich leide nicht sehr darunter. Ich glaube, es geht darum, im Glauben zu bleiben. Und ich erlebe immer wieder, dass daraus Trost, Halt und sogar eine Art von Antwort entsteht.

Geht es um Treue?

Ja, genau. Treue ist für mich der Kern der Liebe. Dass man bleibt, in guten wie in dunklen Zeiten. Das gilt für Beziehungen zwischen Menschen genauso wie für die Beziehung zu Gott. Glaube bedeutet für mich Vertrauen. Der Glaube ist ein Sprung ins Ungewisse, ohne Garantie. Und genau das fällt vielen heute schwer. Karl Rahner hat einmal gesagt: Glauben heißt, die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang auszuhalten. Das trifft es für mich sehr gut.

FOTO: MATTHIAS ZIEGLER

Wenn Sie auf Ihren Glaubensweg schauen: Wo haben Sie sich dieser Unbegreiflichkeit genähert?

Da muss ich ganz klassisch sagen: in der Messe, in der Eucharistie. Im Gebet, wenn es gelingt. Und auch in ganz alltäglichen Situationen. Wenn ich etwa durch den Wald gehe und plötzlich ein Reh aus dem Dickicht bricht. Oder wenn ich einem Menschen begegne und für einen Moment das Gefühl habe, genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Auch das sind für mich Momente der Nähe.

Wie hat Ihre Glaubensgeschichte begonnen?

Ich bin katholisch aufgewachsen, im Bayerischen Wald. Sehr katholisch geprägt. Der Glaube war da, aber eher selbstverständlich, nicht reflektiert. Mit etwa 20 habe ich mein Elternhaus verlassen und mich über viele Jahre vom Glauben entfernt. Erst mit Ende 30 kam er zurück. Nicht durch ein Schlüsselerelebnis, sondern vor allem durch das Gefühl, dass mir etwas fehlt. Diese Lücke konnte nichts Materielles füllen. Ich habe gemerkt: Es ist Gott.

War das eine bewusste Entscheidung?

Ja. Ich habe mich für den Glauben entschieden, obwohl mir bewusst ist, wie unglaublich vieles daran ist. Seither fühlt sich mein Leben sinnvoller an, es hat ein Ziel. Das gibt mir Halt. Es ist wie eine Wanderung: Man geht anders, wenn man ein Ziel vor Augen hat.

Sie haben das Buch „Unter Heiden“ geschrieben, in dem Sie über Ihre Erfahrungen als Christ im Alltag sprechen. Warum gehen Sie mit diesem Thema in die Öffentlichkeit?

Ich arbeite ja als Journalist für die Süddeutsche Zeitung. Ausgangspunkt war ein Essay

im SZ-Magazin über das Gefühl, als Christ im heutigen Lebens- und Arbeitsumfeld aufzufallen. Die Resonanz darauf war enorm und hat mir gezeigt, dass viele Menschen ähnlich empfinden. Daraus entstand das Buch. Und es hat etwas bewirkt: Menschen schreiben mir, dass es ihren Glauben stärkt. Ich sehe mich dennoch nicht als Missionar, sondern als Autor.

Ist Glaube Privatsache?

Ja und nein. Ich respektiere jeden Menschen und seine Entscheidung, ob und wie er glaubt. Christen haben jedoch auch den Auftrag, von ihrem Glauben zu erzählen. Nicht missionarisch im aggressiven Sinn, sondern ruhig und einladend. Wenn ich glaube, dass Gott existiert und dass es ein ewiges Leben gibt, dann kann ich nicht einfach schweigen.

Wie nimmt ihr Umfeld ihr Glaubensbekenntnis auf?

Mein Umfeld ist vielfältig. Es gibt Menschen, die meinen Glauben skurril finden, andere beneiden mich darum, wieder andere stehen fester im Glauben als ich selbst. Was mich stört: Wenn über Kirche und Glauben pauschal geurteilt wird, ohne Auseinandersetzung, ohne Interesse, ohne Wissen. Das passiert leider ziemlich oft.

Wo hadern Sie mit der Kirche?

Da gibt es Punkte, aber entscheidend ist für mich die Beziehung zu Christus. Ich sehe mich weder als Traditionalist noch als Reformator. Schwierig wird es für mich, wenn die Kirche beginnt, sich dem Zeitgeist anzubiedern und nicht mehr zu sich selbst steht. Ich würde mir eine Kirche wünschen, in der mehr Vielfalt möglich ist, innerhalb gewisser Grenzen. Unterschiedliche Ausdrucksformen des Glaubens sollten aus meiner Sicht nebeneinander bestehen dürfen. **T**

Tobias Haberl ist Jahrgang 1975. Der Journalist und Autor lebt in München und schreibt seit 2005 für das SZ-Magazin. In seinem bekanntesten Buch „Unter Heiden“ thematisiert der Literaturwissenschaftler seine Rolle als Katholik in einer säkularisierten Gesellschaft.



FOTO: UNSPLASH

Kann man Gott beweisen?

Glauben bedeutet, über das unmittelbar Sichtbare hinaus zu denken. Die Schönheit der Welt, die Erfahrung selbstloser Liebe, die Hoffnung auf Trost. Ist das die Gewissheit eines Gottes?

TEXT: DOROTHEA SATTLER UND YANNICK SELKE

► Wer für Argumente eintritt, die gegen das Dasein Gottes sprechen, ist willkommen in den Gesprächen über religiöse Orientierungen heute. Widerspruch lädt zum Dialog ein. Schwieriger zu gestalten sind Situationen, in denen Menschen kein Interesse mehr an der Fragestellung zeigen. Es erscheint dann unerheblich, ob es Gott gibt oder nicht. Das Leben geht weiter – so oder so – mit Freuden und Leiden, die Menschen miteinander teilen.

Viele Menschen lehnen Gott nicht ausdrücklich ab, vielmehr stellt sich ihnen die Gottesfrage schlichtweg nicht mehr. Dennoch wirkt die klassische Religionskritik bis heute nach: So bleibt etwa der Verdacht lebendig, ob Menschen die Vorstellung nicht aushalten können, im Tod ohne Gedächtnis zu bleiben und daher einen ewigen Gott in einem eingebildeten Himmel erfinden – der Projektionsverdacht von Ludwig Feuerbach. Auch die alte Anfrage von Sigmund Freud ist noch zu hören: Ist Gott insbesondere in christlicher Gestalt angesichts der strengen

moralischen Vorstellungen ein Verderber der Freude? Fördert Religion das Leben des Menschen – oder belastet sie es durch Angst, Schuldgefühle und moralischen Druck? Eine dritte Gegenrede: Weisen nicht naturwissenschaftliche Erkenntnisse über die Geschichte des Kosmos und die Entwicklung des Lebens nach, dass alles, was geschieht, Naturgesetzen folgt, auf die kein Gott je Einfluss haben kann? Besonders schwer wiegt dann für viele Menschen die wahrgenommene Ohnmacht Gottes im Kampf gegen das Leiden in der Welt, den Hunger, die Kriege, das Versagen seiner Geschöpfe in der Versuchung zum Bösen. Müsste nicht der Mensch selbst für soziale Gerechtigkeit sorgen und nicht auf einen offenkundig hilflosen Gott hoffen? So fragte schon Karl Marx.

Einblicke in die Theologieggeschichte

Wer den kritischen Anfragen an das Dasein Gottes heute Aufmerksamkeit schenkt, wird erspüren, dass wir uns in Zeiten bewegen, in denen sich die Möglichkeit ausgeprägt hat, >

”

Relevant wird die Frage nach Gott aufgrund eigener Erfahrungen und erfährt Resonanz aufgrund von persönlichen Bekenntnissen, Erzählungen und authentischen Zeugnissen.“



die Welt auch ohne Bezug auf Gott zu deuten. Dieses Denken gewann vor allem in der Neuzeit an Bedeutung, als das Bewusstsein für die Freiheit und Eigenständigkeit des Menschen sowie für die subjektive Perspektive menschlicher Erkenntnis stärker hervortrat. Die überlieferten Gotteserweise stellten die Existenz Gottes grundsätzlich nicht in Frage. Sie wollten vor dem Forum der Vernunft im Gespräch mit Angehörigen anderer Religionen unter Bezug auf die philosophische Tradition nachweisen, dass es nicht unsinnig ist, an Gottes Dasein zu glauben. Mehr geht nicht – bis heute.

Es ist eine gute Übung in der Theologie, die unterschiedlichen Argumente für die Existenz Gottes mit Begriffen zu identifizieren und den jeweiligen Grundgedanken mit historischen Persönlichkeiten zu verbinden. Das soll auch hier geschehen – wohl wissend, dass hier nicht mehr möglich ist als eine Anregung zum Weiterdenken.

DAS ONTOLOGISCHE ARGUMENT

Anselm von Canterbury (+ 1109) versteht Gott als „das, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann“. Es ist ein Seins-

zustand: Der Mensch findet in sich den Gedanken vor, dass es ein Wesen geben könnte, das sich von allen Wirklichkeiten in Zeit und Geschichte unterscheidet. Wäre dieses Wesen nur erdacht, gäbe es Größeres: dieses Wesen in Wirklichkeit. Anselm steht mit seiner Argumentation in platonischer Tradition, die bei den Geschöpfen eine Erkenntnis des göttlichen Wesens in der Spiegelung der Welt annimmt. Jenseits aller kritischen Rückfragen an das Verhältnis zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit bleibt bemerkenswert, dass Menschen immer wieder nach einem letzten Grund, nach dem Sinn von allem und nach dem, was über die unmittelbar erfahrbare Wirklichkeit hinausweist, von Kinderzeiten an, fragen.

DAS KOSMOLOGISCHE ARGUMENT

Alles was ist, hat eine Ursache. Die Gedankenschritte können eine Zeit lang immer weiter zurückgehen. Irgendwann kommt die Erkenntnis: Ohne eine erste Ursache, ohne eigene Ursache ist nicht zu denken, dass überhaupt eine Bewegung begann, die Weiteres auslöste. Da jedoch erfahrbar ist, dass es heute etwas gibt, muss es einen ersten

FOTO: UNSPLASH

Grund von allem geben, der selbst nicht in bereits Vorhandenem begründet ist. Nach Thomas von Aquin (+ 1274) nennen alle den ersten Beweger, die erste Ursache und die reine Notwendigkeit „Gott“. In der philosophischen Tradition des Aristoteles schließt sich Thomas der Kausallehre an.

DAS TELEOLOGISCHE ARGUMENT

Ist Zufall, was geschieht, oder gibt es ein Ziel (telos), einen Richtungssinn in der Welt der Geschöpfe? Ist Gott der geheime Lenker der großen Linien in der Natur- und in der Geistesgeschichte? Von der Antike an haben Philosophen über diese Frage nachgedacht: Wird der Mensch durch neue Kommunikationsformen zivilisierter? Werden die politischen Ordnungen immer geeigneter, den Weltfrieden zu sichern? Viele Zweifel sind heute dabei angebracht, weil in den beschriebenen Zusammenhängen der Mensch in seiner Freiheit Einfluss auf die Geschehnisse nimmt. Zugleich wird gerade im Gespräch mit den Naturwissenschaften heute immer wieder bewusst, wie wenig selbstverständlich die zu beobachtenden Phänomene sind, die eine gezielte Entwicklung hin auf die Entstehung menschlichen Lebens zumindest nicht ausschließen können, ohne dass der Mensch selbst dies je hätte bewirken können.

DAS MORALISCHE ARGUMENT

Menschen finden in sich eine moralische Orientierung, ein Sittengesetz vor, von dem anzunehmen ist, dass es nicht allein durch Erziehung und Bildung entstanden ist. Die Frage stellt sich: Gibt es ein menschliches Grundempfinden für das, was gut und was böse ist? Nach Immanuel Kant (+ 1804) verweist die Erfahrung moralischer Verpflichtung darauf, dass sittliches Handeln sinnvoll und nicht vergeblich ist. Die Existenz Gottes wird zum Postulat der praktischen Vernunft: Die Annahme Gottes eröffnet die Hoffnung, dass moralisches Handeln letztlich nicht sinnlos bleibt, sondern Wahrnehmung und Gerechtigkeit erfährt.

FOTOS: ULRIKE SCHWERTFEGGER, PETER LESSMANN

DAS ANTHROPOLOGISCHE ARGUMENT

In Aufnahme der philosophischen Reflexionen des Menschen über sein eigenes Verhalten, die seit der Neuzeit an Bedeutung gewinnen, hat Karl Rahner (+ 1984) zu begründen versucht, dass der Mensch in bestimmten Situationen handelt, ohne den Grund für dieses Handeln in sich selbst zu finden: Menschen lieben auch dann noch andere Menschen, wenn sie immer wieder verletzt werden; sie hoffen auf eine Wende zum Guten, auch wenn die Vorzeichen nicht gut sind; sie stehen Tag für Tag auf, auch wenn sich die Last des Alltags fortsetzt; sie vertrauen darauf, dass ihre kleinen alltäglichen Taten der Liebe und der Treue Anerkennung finden vor dem Gericht eines göttlichen Wesens, dessen Gestalt in der Zeit ein Geheimnis bleibt. Die Wahrnehmung, dass Menschen sich unbedingt zum Guten verpflichtet fühlen, setzt (immer schon) voraus, dass es eine sinnhafte Gründung der Existenz gibt.

Ausblicke

Als intersubjektiv gültige Beweise für das Dasein Gottes scheitern letztlich alle diese Argumente. Sie waren auch nie so gemeint: Immer geht der bereits bestehende vertrauende Glaube, es könne Gott geben, den Argumenten voraus. Vielleicht spiegelt sich hierin eine gegenwärtige Erfahrung von Tätigen in Seelsorge oder Verkündigung: Gläubige Zustimmung zu Gott ist nicht argumentativ herstellbar. Relevant wird die Frage nach Gott aufgrund eigener Erfahrungen und erfährt Resonanz aufgrund von persönlichen Bekenntnissen, Erzählungen und authentischen Zeugnissen. Umso wichtiger sind dann Gotteserweise, wie sie in der Theologiegeschichte überliefert sind, um derartige Erfahrungen und Zeugnisse im Horizont der Vernunft zu bedenken und verantwortlich zu machen. Und doch gilt: Wer unter der unweisbaren Annahme, dass es Gott gibt, Tag für Tag das Leben so lebt, als gebe es Gott, weiß es nicht besser. Er oder sie vertraut auf Gott – nicht mehr, und auch nicht weniger. **T**



Dorothea Sattler, geb. 1961, ist Professorin für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Universität in Münster/Westfalen. Ein Schwerpunkt ihrer Forschung ist die Soteriologie, die Lehre der göttlichen Erlösung der Menschen.



Yannick Selke geb. 1995 in Osnabrück, arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ökumenischen Institut der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster.

Gemeinsamer Blick nach Vorn

Die Kapuziner in der Schweiz haben auf einem Sonderkapitel im Kapuzinerkloster Wesemlin-Luzern beschlossen, sich als Kustodie der „Deutschen Kapuzinerprovinz“ anzuschließen.



Br. Benno Zünd und Br. Helmut Rakowski sind als gewählte Provinziale Leiter ihrer Ordensprovinzen

TEXT: TOBIAS RAUSER

► Bisher besteht die deutsche Kapuzinerprovinz aus Kapuziner-Niederlassungen in vier Ländern: Belgien, Deutschland, den Niederlanden und Österreich. In Zukunft könnte aus der Vier-Länder-Provinz eine Fünf-Länder-Provinz werden: Die 64 Brüder aus fünf Klöstern in der Deutschschweiz und drei Klöstern in der Westschweiz wollen als sogenannte „Kustodie“ Teil der gemeinsamen Provinz in Mitteleuropa werden. Dies beschlossen die Schweizer Brüder am 8. Mai auf einem Sonderkapitel in Luzern.

Dieser Prozess soll nach dem Willen der Schweizer Kapuziner bis zum Jahr 2028 abgeschlossen sein, über die Details wird in Rom von der Ordensleitung entschieden. Eine Kustodie ist eine regionale Organisationseinheit unterhalb der Ordensprovinz, die eine gewisse Selbstständigkeit genießt, in der einige Dinge aber auch zentral in der Provinz entschieden werden.

„Kapuziner sind von ihrer Ordens-DNA her immer in Bewegung“, sagt Br. Helmut Rakowski, Provinzial der deutschen Kapuzinerprovinz mit Hauptsitz in München. „Ich wünsche mir für die Zukunft in einer Fünf-Länder-Provinz ein Hineinfinden in die gemeinsame Sendung als Kapuziner in Europa.“

„In Ausrichtung auf das Evangelium“

Br. Benno Zünd, der Provinzial der Kapuziner in der Schweiz, sagt: „Wir Kapuziner müssen und wollen in Zukunft unsere Kräfte bündeln und Verantwortung teilen. Es geht darum, eine regionale Verankerung zu bewahren und gleichzeitig miteinander als franziskanische Ordensmänner die Zukunft des Ordens zu gestalten – in Ausrichtung auf das Evangelium.“

Auf dem letzten Provinzkapitel der Kapuziner der deutschen Provinz in Altötting hatten die Brüder beschlossen, einen neuen Namen für die Provinz zu suchen, die bisher „Deutsche Provinz der Minderen Brüder Kapuziner“ oder alternativ „Deutsche Kapuzinerprovinz“ heißt. Dieser Name entspricht nicht mehr der Realität, da mittlerweile Klöster in vier (und möglicherweise bald fünf) Ländern in der Provinz vereint sind. Einem neuen Namen muss der Generalminister des Ordens zustimmen. T

FOTO: KAPUZINER/ADRIAN MÜLLER



Dankbar für Ihre Spende!

UNSER PROJEKT LEO IM ... KLOSTER INNSBRUCK

Räume für Menschen am Rande

Wenn das Leben zu Ende geht, braucht jeder Mensch Geborgenheit – besonders jene ohne Zuhause. Das Projekt „LEO“ der Tiroler Hospiz-Gemeinschaft und des Vereins für Obdachlose begleitet schwerstkranke, wohnungslose Menschen auf ihrem letzten Weg. Seit Oktober hat diese wertvolle Arbeit eine feste Bleibe im Kapuzinerkloster Innsbruck gefunden: Zwei Räume mit separatem Zugang dienen als Wärmestube und kurzfristige Unterkunft.

Am 30. Oktober 2025 wurden die Räume von Bischof Hermann Glettler gesegnet. „Das Team von LEO begleitet die Menschen mit großer Aufmerksamkeit, bietet medizinische Hilfe und vor allem: Zuhören und Dasein“, betont Br. Joly Varghese Puthusserry, der im Kloster lebt. „Die Räume sollen ein Ort sein, an dem Menschen am Rand



Eröffnung Im Oktober 2025 eröffnete und segnete Bischof Hermann Glettler die Räume im Kloster Innsbruck

unserer Gesellschaft Zuwendung und menschliche Wärme erfahren“, sagt der Kapuziner und Priester. „Wir Kapuziner freuen uns sehr über diese geschwisterliche Partnerschaft und danken allen, die es uns mit ihrer Spende ermöglichen, solche Räume zur Verfügung zu stellen.“

UNTERSTÜTZEN SIE DIE KAPUZINER

Wir Kapuziner der Deutschen Kapuzinerprovinz engagieren uns in vielfältiger Weise in Kirche und Gesellschaft. Wir treten für eine gerechtere Welt, für Frieden und für einen verantwortungsvollen Umgang mit der Schöpfung ein. Der christliche Glaube gibt uns Sinn und Halt. Um unserem Auftrag gerecht zu werden, benötigen wir Ihre Hilfe!

Durch Ihre Spende unterstützen Sie uns Kapuziner bei unseren Aufgaben.

Wir danken Ihnen sehr herzlich für Ihren Beitrag!



Ansprechpartner
Br. Paulus Terwitte
bruder.paulus@kapuziner.org
Tel.: +49 (0)251 9276 100



kapuziner.org/spenden
Konto: Deutsche Kapuzinerprovinz
IBAN: DE60 7509 0300 1002 2064 39
BIC: GENODEF1M05
Verwendungszweck: Spende Kapuziner
Oder scannen Sie den QR-Code.
Werden Sie zum Kapuziner-Förderer!



... SONNTAGS ÖFFNEN?

SOLLEN GESCHÄFTE ...

ZWEI KÖPFE ZWEI MEINUNGEN



Richard Heininger

METZGERMEISTER, FRANKFURT

Der 48-jährige wuchs in der elterlichen Metzgerei im Stadtzentrum Frankfurts auf. Nach der Metzgerlehre in Freiburg und anschließendem Meisterkurs führt er seit 2003 gemeinsam mit seinem Vater das Familienunternehmen.

Steven Haarke

GESCHÄFTSFÜHRER HDE, BERLIN

Der 45-jährige Geschäftsführer des HDE engagiert sich ehrenamtlich als Arbeitsrichter und in Gremien der Selbstverwaltung. Er lebt mit seiner Familie in Berlin. Der HDE (Handelsverband Deutschland) ist die zentrale Spitzenorganisation des deutschen Einzelhandels.



”

Am Sonntag kann nicht nur ich zur Ruhe kommen, sondern unsere ganze Gesellschaft.“

— Richard Heininger

» Unsere Metzgerei ist sonntags geschlossen, und ich bin ganz froh darüber. Für mich als Selbstständiger ist der Sonntag der einzige Tag in der Woche, an dem ich Zeit mit meiner Familie verbringen kann. Das ist ein essenzieller Ausgleich zu der sonstigen Arbeitsbelastung.

In anderen Ländern gibt es die Tradition der Sonntagsruhe nicht. Da sind Geschäfte und Märkte geöffnet, pulsieren ohne Unterlass. Dass man immer und überall einkaufen gehen kann, erzeugt Hektik und Trubel. Bei uns ist das anders: Die Ruhe am Sonntag tut den Menschen gut!

Aus meiner Sicht ist diese einheitliche Sonntagsruhe notwendig. Sie gibt unserer Gesellschaft eine Struktur. Würde man sie liberalisieren, dürfte jeder sein Geschäft so öffnen, wie er wollte, würde

die Struktur verloren gehen. Natürlich gibt es Bereiche, in denen auch sonntags gearbeitet werden muss – doch für mein Gewerbe sowie für die meisten anderen gilt das nicht.

Die praktischen Folgen der Abschaffung der Sonntagsruhe wären für mich fatal. Ich weiß nicht, wie ich mein Geschäft sieben Tage in der Woche am Laufen halten sollte. Bereits jetzt ist es schwierig, Personal zu finden. Noch vor ein paar Jahren hatten wir unsere Metzgerei während der Zeit des Weihnachtsmarktes auch sonntags geöffnet. Wir haben uns dann aber bewusst dazu entschieden, das nicht mehr zu machen. Am Sonntag kann nicht nur ich zur Ruhe kommen, sondern unsere ganze Gesellschaft.

T FOTOS: KAPUZINER, HDE

» In Restaurants und Gaststätten gehört es zum Alltag, dass die Türen am Sonntag weit geöffnet sind. Genauso bei Theatern, Kinos oder Museen. Nur beim Einzelhandel muss sonntags im Regelfall alles dicht sein. Das ist nicht zeitgemäß. Einkaufen dient nicht mehr nur der Versorgung, Shopping ist ein Freizeitevent – genauso wie der Besuch von Gaststätten oder Kultureinrichtungen. Deshalb ist es höchste Zeit, zumindest gelegentliche Öffnungen rechtssicher zu ermöglichen. Nur als Gesamtkunstwerk können Stadtzentren ihre volle Attraktivität entfalten und erfolgreich und vital bleiben. Absurd wird die Debatte beim Umgang mit den personalfreien Smart Stores. Hier geht es nicht um Beschäftigtenschutz, da Sonntagsarbeit in Ver-

bindung mit Smart Stores ausgeschlossen ist, sondern schlicht um ein neues innovatives Unternehmensmodell. Die Sonn- und Feiertagsruhe wird durch diese digitalisierten Formate nicht unverhältnismäßig gestört.

Andere Länder sind deutlich weiter. In keinem anderen EU-Staat ist die Sonntagsöffnung derart beschränkt wie etwa in Deutschland. Sogar in stark katholisch geprägten Ländern wie Italien und Polen können die Kunden an den Sonntagen grundsätzlich einkaufen. Das zeigt: Am Sonntag ist genug Platz für Kirchen und Einzelhandel. Zudem öffnet der Handel hierzulande ohnehin nur an wenigen ausgewählten Sonntagen im Jahr und meist erst ab 13 Uhr, also nach den Gottesdiensten.

”

Am Sonntag ist genug Platz für Kirchen und Einzelhandel.“

— Steven Haarke

Kapuziner auf dem Katholikentag

Voller Gebetsraum, gute Gespräche



Stundengebet am Stand Zweimal am Tag luden die Kapuziner zu Gebet und Stille im Trubel des Katholikentages

„Für mich war dieser Katholikentag eine gute und stärkende Erfahrung, für die ich dankbar bin“, sagt Br. Helmut Rakowski, Provinzial der Kapuziner. Er und seine Mitbrüder erlebten in den Tagen in Würzburg Besucherinnen und Besucher, die auf der Suche nach Gott sind. Die Kirche und die Orden sind dabei gefragt und geschätzt, wenn sie einen ehrlichen und offenen Austausch auf Augenhöhe leben. In der Nachberichterstattung war oft von einem politischen Katholikentag in Würzburg die Rede. „Das war auf jeden Fall so, und der Einsatz für Demokratie ist unbedingt wichtig“, betont Br. Helmut. Würzburg war aber auch ein Ort spürbarer Sinnsuche. „Und so gab es neben dem politischen Katholikentag auch den spirituellen Katholikentag, zu dem wir unseren Teil beigetragen haben.“

Angebot für junge Erwachsene

„Study and Pray“ in den Kapuzinerklöstern



Fokus und Stille Ein Mitleben ist in mehreren Klöstern möglich

Lernen, Beten, Freizeit: Studentinnen und Studenten, die einen Ort für konzentriertes Arbeiten zur Prüfungsvorbereitung oder für Haus- oder Abschlussarbeiten suchen, sind in den Klöstern der Kapuziner im Rahmen von „Study and Pray“ herzlich willkommen. Die Möglichkeit für „Study and Pray“ besteht in den Kapuzinerklöstern in Salzburg, Innsbruck, Münster und Velp. Das Angebot gilt für junge Erwachsene bis 35 Jahre. Für die Klöster in Österreich ist ein Beitrag auf Spendenbasis von 30 Euro pro Nacht gewünscht, in

Velp in den Niederlanden sind es 35 Euro pro Nacht. „Study and Pray“ beinhaltet ein Einzelzimmer im Kloster, Dusche und WC, Internet sowie einen Schreibtisch. Die Gäste können auch an drei Mahlzeiten am Tag sowie an den Gebetszeiten zusammen mit den Kapuzinerbrüdern teilnehmen. Auf Wunsch steht auch ein Bruder als Ansprechpartner bereit. „Der Wechsel zwischen Arbeit, Gebet und Erholung tut in wichtigen Phasen des Studiums gut“, sagt Br. Alexander Schröter, Kapuziner und Student an der Uni Salzburg.

FOTOS: TOBIAS RAUSER; DAVID KOLMANN



Im Dialog Br. Stephan mit zwei Besuchern

Mitte Mai waren die Kapuziner auf dem Katholikentag 2026 in Würzburg präsent und aktiv. 15 Brüder beteten zweimal am Tag mit zahlreichen Gästen in der Gebetssecke ihres Standes auf der Kirchenmeile das Mittags- und Abendgebet und kamen bei Cappuccino und Tee mit den Besucherinnen und Besuchern ins Gespräch.

Mattenkapitel in Vierzehnheiligen

„Die Welt ist unser Kloster“



Franziskaner, Kapuziner und Minoriten trafen sich nach Pfingsten zu brüderlichem Austausch und Gebet

In der Pfingstwoche fand im Diözesanhaus Vierzehnheiligen ein Mattenkapitel der deutschsprachigen Franziskaner, Minoriten und Kapuziner statt. 70 Brüder aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, aber auch aus den Niederlanden, Irland, Albanien und Peru waren angereist, um vier Tage lang brüderliche Begegnung und Gedankenaustausch zu erleben.

„Die Welt ist unser Kloster. Signaturen unserer Zeit“ lautete das Motto der Veranstaltung. Signaturen unserer Zeit erkannten die Ordensleute in den Schrumpfungsprozessen der Ordensgemeinschaften, in den kriegerischen Auseinandersetzungen, in der Digitalisierung sowie der medialen Prägung und Wahrnehmung, in der Bedrohung der Demokratie und in den Herausforderungen einer sozial-ökologischen Transformation.

Von verschiedenen Blickwinkeln aus betrachteten die franziskanischen Ordensleute in diesen Tagen die Welt: In einem geistlichen Gespräch beschäftigten sich die Brüder mit aktuellen Krisen im Orden und mit dem Umgang mit der aktuellen Situation. Bischof Stanislaw Schyrokoradjuk der Diözese Odessa (Ukraine) beleuchtete in einem Vortrag seine Völkergemeinschaft in der Krise und berichtete, wie die Leute in der Ukraine mit Krieg und der ständigen Bedrohung durch Drohnenangriffe umgehen. In der Basilika feierte er mit den Brüdern einen festlichen Gottesdienst. Neben zahlreichen Angeboten stand auch das Thema „Social Media“ auf der Agenda der Ordensleute: Der Benediktiner Br. Lukas Boving aus der Abtei Nüttschau bei Hamburg, der auf Instagram, TikTok und im Podcastformat „Mönch, ärgere dich nicht“ unterwegs ist, zeigte an praktischen Beispielen, wie die Kirche noch stärker in den sozialen Medien unterwegs sein könnte. Br. Sandesh Manuel, ein indischer Franziskaner aus Wien, gestaltete mit seiner Gitarre und selbst komponierten Liedern einen musikalischen Abend.

FOTO: BR. MARTIN BARMETTLER, TEXT: MAXIMILIAN FEIGL

KURZ NOTIERT



Weitere News, Interviews und Podcasts finden Sie auf [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

Kapuziner auf TikTok

Die Kapuzinerbrüder sind ab sofort auch auf TikTok aktiv. Mit ihrem Kanal wollen sie den oft hektischen Social-Media-Alltag mit christlichen Botschaften, Momenten der Besinnung und Einblicken in das Klosterleben erweitern und bereichern. [tiktok.com/@kapuzinerbrueder](https://www.tiktok.com/@kapuzinerbrueder)

Gottesdienst in Frankfurt

Am Samstag, den 17. Oktober 2026, feiert die franziskanische Familie in der Frankfurter Liebfrauenkirche neben dem Kapuzinerkloster einen feierlichen Gottesdienst zum 800. Todestag des heiligen Franz von Assisi.

Konferenz franziskanischer Gemeinschaften

Die Interfranziskanische Arbeitsgemeinschaft (INFAG) hat sich im Frühjahr 2026 als eigenständiger Verein aufgelöst und sich unter dem Dach der Deutschen Ordensobernkongress (DOK) strukturell neu aufgestellt. Am 9. März 2026 trat die neu gegründete „Konferenz der franziskanischen Gemeinschaften“ (KFG) offiziell ihre Nachfolge an.

Weltwoche der Armen

Die Generaloberen der verschiedenen franziskanischen Ordenszweige, darunter die Kapuziner, haben eine gemeinsame Initiative gestartet: Sie schlagen den nationalen Gemeinschaften weltweit vor, vom 9. bis 15. November eine „Weltwoche der Armen“ (World Week of the Poor) zu etablieren.

Im Gebet zur Begegnung mit Gott

Wie lässt sich Gott im Alltag erfahren? Das kontemplative Gebet öffnet einen Weg zu mehr innerer Ruhe, geistlicher Tiefe und einer lebendigen Gottesbeziehung. Eine Anleitung.



TEXT: P. CLEMENS KOCH

» „Der Christ von morgen wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Diese prophetischen Worte aus den 1960er Jahren stammen von Karl Rahner. Seiner Einschätzung nach ist Christsein ohne persönliche Gotteserfahrung schlichtweg zum Scheitern verurteilt. Wie zutreffend Rahners Prognose ist, lässt sich heute, Jahrzehnte später, klar erkennen. Glaube ist für viele Christen irrelevant geworden. Sie haben nie einen persönlichen Zugang zu Gott ge-

funden. Verliert der Glaube an Relevanz, leeren sich logischerweise die Kirchen. Die Sehnsucht nach Transzendenz bleibt jedoch vielerorts in modifizierter Form bestehen und zeigt sich in mannigfaltigen exoterischen Praktiken und Meditationsmethoden asiatischer Prägung. Sogar das exzessive Konsumieren materieller Güter allein kann schon sinnstiftend wirken.

Wer jedoch seine Gottesbeziehung nicht aufgeben, sondern vielmehr intensivieren will, wird nach einem, seinem Naturell entsprechenden Glaubensweg suchen müssen. Das kontemplative Gebet ist ein solcher Weg und obendrein ein besonders kostbarer Schatz der spirituellen Lebensgestaltung. Das kontemplative Gebet ähnelt sehr dem Jesus- beziehungsweise Herzensgebet sowie den verschiedenen christlichen Meditationsformen, fokussiert aber nicht auf Konzentration, sondern auf Loslassen und Hingeben. Wer kontemplativ beten möchte, kann zwischen dem Gebet der Sammlung (Centering Prayer) und dem Ruhegebet (hesychastisches Gebet) wählen. Das Gebet der Sammlung wurde vom Trappistenmönch Thomas Keating Ende der 1970er Jahre entwickelt. „Die Wolke des Nichtwissens“ (um 1390), das Werk eines unbekannten, mystisch begabten Mönches, bildet die Grundlage dafür. Das Ruhegebet geht auf Johannes Cassian zurück und wurde in unserer Zeit durch Pfarrer Peter Dyckhoff bekannt gemacht. Obwohl sich die Genese beider Gebetsformen unterscheidet, weisen sie die gleiche Struktur auf, die sich gut in fünf Schritten darstellen lässt.

FOTO: UNSPLASH

KONTEMPLATIV BETEN IN FÜNF SCHRITTEN

1. Passiv werden

Idealerweise beten Sie in einem ruhigen Raum, wo Sie ungestört sind und sich wohlfühlen. Beten Sie regelmäßig am selben Ort, können Sie sich dort eine Gebetsecke einrichten. Das erleichtert das Ruhigwerden und Ausrichten auf Gott. Meiden Sie unmittelbar vor dem Gebet Stress und Hektik, so kommen Sie leichter zur Ruhe. Sie sitzen auf einem Stuhl, achten auf eine einigermaßen gerade Körperhaltung und schließen Ihre Augen. Die 20-minütige Gebetszeit beginnen Sie mit einer Verneigung, einem Kreuzzeichen oder einem kurzen Gebet. Um diese Zeit nicht zu überschreiten, empfiehlt es sich, einen Wecker zu stellen bzw. die Timer-Funktion des Handys zu aktivieren.

2. Innerlich beten

Nach diesem Eröffnungsritus nehmen Sie Ihr Gebetswort auf und wiederholen es innerlich. Mögliche Gebetsworte sind: „Abba“, „Maranatha“, „Jesus Christus“, „Herr, erbarme dich“ oder „Mein Gott und mein Alles“. Sie wiederholen es sanft, ohne sich dabei stark zu konzentrieren oder gar anzustrengen. Kontemplativ beten heißt, nichts leisten zu müssen!

3. Gedanken und Gefühle loslassen

Kontemplativ beten, heißt auch loslassen! Sie lassen alles los, was Ihre Aufmerksamkeit fokussieren will – seien es Gedanken oder Gefühle. Sobald Sie sich dessen bewusst sind, nehmen Sie Ihr Gebetswort wieder auf und beten einfach weiter, ohne sich zu ärgern oder frustriert zu werden. Gedanken und Gefühle bleiben beim Beten nicht aus!

4. Sich Gott hingeben

In enger Relation zum Loslassen steht die Hingabe. Indem Sie Ihre Gedanken und Gefühle loslassen, schenken Sie sich Gott bzw. Christus hin. Dieser Akt der Hingabe ist von entscheidender Wichtigkeit, weil durch ihn das vollzogen wird, was das Leben Christi am besten charakterisiert, nämlich im Einklang mit dem Willen seines himmlischen Vaters zu leben. Ziel der Hingabe ist es, Ihre persönliche Gottesbeziehung zu intensivieren.

5. Aktiv werden

Wenn die Gebetszeit vorüber ist, bleiben Sie noch etwas ruhig sitzen, machen ein paar tiefe Atemzüge, öffnen langsam Ihre Augen und beenden Sie die Zeit mit einem Kreuzzeichen oder einer Verneigung. Ein abruptes Umschalten vom Passivmodus in den Aktivmodus tut nicht gut! Danach starten Sie wieder mit neuer Zuversicht und frischem Elan in den Alltag.



P. Clemens Koch
OSB, Abtei
Michaelbeuern
Leiter des
Exerzitien- und
Bildungshauses,
Exerzitienbegleiter,
Geistlicher Begleiter
und Begleiter im
Ruhegebet

Es gibt viele Wege, Gott zu erfahren. Ein möglicher Weg ist, kontemplativ zu beten. Es ist ein einfacher Weg, der in seiner Schlichtheit einen persönlichen Zugang zu Gott ermöglicht und die Beziehung zu ihm zu vertiefen vermag. Wichtig ist, regelmäßig zu beten und nach Möglichkeit an einem Einübungskurs in diese Gebetsform teilzunehmen. **T**

Von Pfingsten und Auferstehung

Wie ist das mit Gott und der Literatur der Gegenwart? Anmerkungen zum Verhältnis von Literatur und Religion und zwei aktuelle Buchtipps.

TEXT: BR. THOMAS DIENBERG

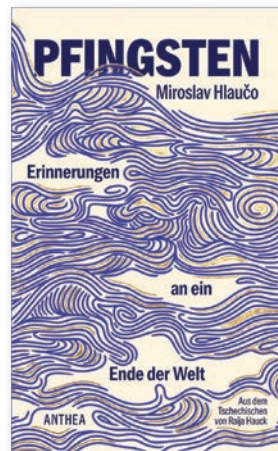
» Die Literatur der Gegenwart ist – auch wenn man es nicht vermutet – voller religiöser Motive und Fragestellungen. Autoren greifen auf Stoffe und Motive der Liturgie zurück, auf das Thema Gebet, und vor allem natürlich auf die Fragen nach und rund um die Existenz Gottes. Es ist schon erstaunlich, was es da alles so gibt – und man gewinnt nicht

den Eindruck, dass Religion out sei oder Gott keine Rolle mehr spiele. Man muss nur genau hinschauen, genau nachfragen. Und sich auch nicht von vermeintlich ketzerischen Gedanken beirren lassen. Im Folgenden möchte ich zwei Romane der letzten Jahre exemplarisch aufgreifen, um der Gottesfrage in der Literatur ein wenig nachzuspüren.

PFINGSTEN

Erinnerungen an ein Ende der Welt

„Gott wird seinen Weg auch in einer Welt ohne Gott finden.“ Dieser markante Satz steht am Ende eines Romans des tschechischen Autors Miroslav Hlaúčo. „Pfingsten. Erinnerungen an ein Ende der Welt“, so lautet der Titel. Darin wird das Leben eines abgeschiedenen Bergdorfes an der österreichisch-tschechischen Grenze beschrieben, in welchem jahrhundertlang alles so ganz anders war als in anderen Dörfern: Die Dörfler können über Wasser gehen. Der Fischer spricht mit den Fischen. Der Förster spricht mit den Bäumen, die zu fällen sind – und sie fallen dann von selbst, immer in die vorgesehene Richtung. Der Steinmetz spielt auf der Flöte, und die Steinquader werden vom Steinbruch selbst fabriziert. Es gibt eine Heilerin, die mit ihren Händen, nicht mit Medizin, die Menschen heilt. Menschen sterben immer nur am Freitag, der Sonntag ist bewegungslos, kein Wind weht – und die Statuen im Dorf und in der Kirche können reden, ebenso die Tiere. Insbesondere zwischen den Wölfen und den Menschen gibt es ein gutes Miteinander, besonders am bewegungslosen Sonntag. Aber es ändert sich alles mit der Ankunft eines alten Bekannten, nämlich des



Miroslav Hlaúčo
PFINGSTEN
Erinnerungen an ein Ende der Welt
Verlag Anthea 2026
Hardcover, ca. 426 Seiten
ISBN 978-3-89998-460-6
26 Euro

vor 15 Jahren verstorbenen Odysseus. Der Dorfpriester denkt sich seinen Teil: „Odysseus war nicht Gottes Sohn, war nicht drei Tage tot gewesen, sondern fünfzehn Jahre, war nicht verurteilt und gekreuzigt worden und würde nicht zu Pfingsten in den Himmel zurückkehren, würde wahrscheinlich für immer bei ihnen bleiben, zumindest bis zu seinem nächsten Tod. Aber alle außer dem Sozialisten Ambroz glaubten doch, dass wir

einmal auferstehen werden, also warum konnte nicht einer von ihnen etwas früher auferstehen?“ Das, was woanders so anders ist, ist in diesem Dorf ganz normal. Und der Priester resümiert: „Und wie jede Woche spürte er auch heute, dass Gott zu ihm sprach, der es nicht nötig hatte, gekreuzigt zu werden, um die Menschen von der Existenz der Ewigkeit zu überzeugen.“

Odysseus hat die Welt bereist und weiß, dass es so mit dem Dorf nicht mehr weitergehen kann. An Pfingsten wird die Änderung passieren. Das für die Dörfler Normale wird vom Fortschritt unweigerlich überholt werden. Und so ist das Buch, in dem schließlich auch Engel auftauchen und mit Dörflern und Besuchern

LAZARUS MAN

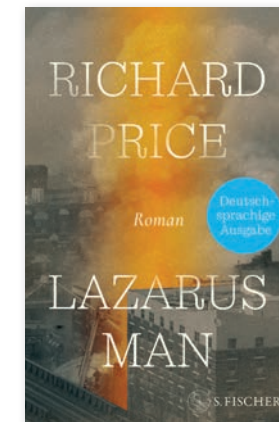
Der Roman des amerikanischen Autors Richard Price „Lazarus Man“ spielt ebenso mit dem Motiv der Auferstehung, allerdings mit jenem des Lazarus, den Jesus von den Toten erweckt hat. Dem Roman ist ein Zitat vorangestellt: „God is no thing but not nothing“ – „Gott ist kein Ding, aber nicht nichts“.

Der Autor folgt vier ganz unterschiedlichen Charakteren nach einem plötzlichen Zusammensturz eines mehrstöckigen Hauses in East Harlem 2008. Dieser Einsturz verändert ihr aller Leben. Da ist Anthony, desillusioniert, bankrott, allein. Wie durch Zufall landet er unter den Trümmern, indem er, des Nachts volltrunken, sich einfach nur ausruhen will. Niemand beobachtet ihn dabei, wie er unter die Trümmer kriecht. Nach zwei Tagen wird er gefunden und befreit. Ein Wunder, obgleich doch schon alles nach möglichen Überlebenden abgesehen worden ist ... und er wird gefeiert, herumgereicht, glaubt fast selbst daran, bis ihm mehr und mehr die Lüge bewusst wird – und er sich ihr stellen muss.

Eine Auferstehungsgeschichte ganz anderer Art, voller Menschlichkeit und der Suche nach dem, was Menschsein wirklich ausmacht. Anthony stellt am Ende fest: „...und nachdem er so lange vom „Wunder“ seiner Wiedergeburt schwadroniert und, damit verbunden, ständig nach Zufällen gesucht hatte, die als „Zeichen“ dafür gelten konnten, dass die Wandlung, die nach seiner Bergung aus den Trümmern mit ihm vorgegangen war, der Hand des Herrn zu verdanken sei, hängte er das Wirken Gottes nun etwas tiefer und verkündete, jeder trage die Kraft in sich, vollkommen neue, überraschende Seiten der eigenen Person zum

reden, auch ein Buch, das über Veränderungen und Transformation, über Dinge, die sich einfach nicht aufhalten lassen und denen man sich stellen muss, berichtet. Wie es im Leben eben so ist. Und auch die Liebe kommt natürlich nicht zu kurz, wenn es schon um Wunder im Leben geht.

Die Fragen nach dem Normalen, kirchliche Motive und Rituale und Bezüge auf das Neue Testament sind dabei elementare Gestaltungsmotive. Bei aller Verrücktheit regt das Buch sehr zum Nachdenken an: über Veränderungen, über die Wunder im Leben, über Gemeinschaft – und eben auch über Gott, der allerdings nie direkt im Buch auftaucht.



Richard Price
LAZARUS MAN
Verlag S. Fischer 2026
Hardcover, 400 Seiten
ISBN 978-3-10-397711-0
26 Euro

Vorschein zu bringen. Man muss schlicht loslassen.“ Anthony ist wieder auferstanden, hat sich befreit und gelöst, Vertrauen zu sich selbst gefasst.

Ob da nun ein Gott eine Rolle spielte oder nicht, das kann und will er nicht beantworten. Auch die anderen drei Hauptakteure werden durch den Einsturz des Hauses aus ihren Lebensbahnen geworfen und versuchen, ihre Würde zu bewahren. Ihr Leben verändert sich, indem sie Initiative ergreifen – im sozialen Brennpunkt East Harlem. Die Polizistin Mary, die sich auf die Suche nach Verschollenen und den Ursachen macht; der junge Fotograf Felix, der die Szenen in Harlem mit einer Kamera einzufangen sucht, und der Bestatter Royal, der aus dem Einsturz ein großes Geschäft machen will.

Alle auf ihre Weise kämpfen, mühen sich um ihr Leben – und finden am Ende ihren Weg. Das Thema der Auferstehung findet in diesem Roman eine sehr menschliche Wendung.

„Verzicht ist ein Thema von Freiheit“

Verzichtsforscher Timo Heimerdinger aus Freiburg sagt:
„Freiwilliger Verzicht macht aus Dir einen anderen Menschen!“ Durch bewusste Reduktion entstehen neue und offene Räume.



INTERVIEW: BR. MICHAEL MASSEO MALDACKER

Professor Heimerdinger, wer freiwillig verzichtet, hat keinen Ehrgeiz, oder?

Ganz im Gegenteil. Verzicht ist immer mit Anstrengung verbunden. Wer nicht verzichtet, hat es viel einfacher. Wenn Verzicht leichtfiele, sozusagen mühelos wäre, dann wäre es kein Verzicht. Dann wäre es einfach eine Form von Bedürfnislosigkeit oder Genügsamkeit.

Verzicht ist also Arbeit?

Ja, das kann man so sagen. Verzicht ist ein bewusster Akt. Verzicht heißt, an einer Stelle etwas nicht zu tun, um an anderer Stelle etwas zu erreichen. Verzicht hat daher nichts mit Selbstkasteiung oder sich selbst zu quälen als Selbstzweck zu tun.

In der öffentlichen Debatte wird Verzicht aber vielfach so verstanden...

Ja, und genau das möchte ich durch meine Forschung verändern. In der politischen Debatte wird Verzicht oft gleichgesetzt mit Verbot oder mit Mangel oder mit Selbstkasteiung ohne Sinn und Verstand. In Wahrheit eröffnet Verzicht aber neue Möglichkeiten des Lebens. Verzicht ist gerichtet auf ein Ziel: „Was erreiche ich?“ Ich schaffe durch Reduktion Raum für etwas anderes. Indem ich mich von Besitz trenne, entsteht ein neuer, offener Raum, der anders gefüllt werden kann.

Klingt logisch, aber abstrakt. Haben Sie ein Beispiel?

Bestes Beispiel aus unserem Alltag: Viele von uns kennen den vollen Terminkalender: Indem ich Termine nicht wahrnehme, entsteht zeitlicher Raum für etwas anderes. Sich gegen einen Termin zu entscheiden, ist eine Form, Bewegungsspielräume zu schaffen. Diese beiden Aspekte sind immer zusammen zu denken. Also die Reduktion auf der

FOTO: FINN HAGEN

einen Seite und die Ermöglichung von Neuem, das aus der Reduktion kommt. Das ist Verzicht.

Das erinnert mich an das Leben des heiligen Franziskus. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen. Er sagt, dass ohne Eigentum, durch die Armut, eine viel größere Freiheit existiert, als wenn man viel Besitz hätte.

Ganz klar, da geht der freiwillige Verzicht in diese Richtung. Er schafft Freiräume. Ich persönlich finde es ganz wichtig und inspirierend, sich diese kulturhistorischen und religiösen Traditionen anzuschauen. Da kommen wir natürlich schnell auf Franziskus als Beispiel.

Da höre ich ein „aber“ heraus...

Ja, denn an dieser Stelle müssen wir unbedingt die freiwillige Dimension des Verzichts unterstreichen. Denn Armut und Verzicht sind auf alle Fälle unterschiedlich. Es gibt Menschen, die besitzen nichts, sie sind arm und leiden daran. Da ist es geradezu zynisch oder obszön, hier irgendwie über Verzicht zu sprechen. Insofern fällt es mir schwer, den Begriff Armut positiv zu besetzen. Wer in Armut lebt, lebt im Dauermangel. Es reicht hinten und vorne nicht. Dem kann ich nichts Positives abgewinnen. Ich weiß, beim heiligen Franziskus ist Armut eher positiv besetzt.

Der heilige Franz von Assisi kommt ja aus dem Überfluss. Er hatte ein pompöses Leben, ehe er sich den Armen zuwendete.

Ja, das andere Ende der Skala ist das Leben im Überfluss. Leute, die sehr viel haben, die sagen: „Ach, ich verzichte jetzt mal auf mein viertes Auto und habe nur noch drei.“ Das ist lächerlich! Um diesen Bereich geht es beim Verzicht auch nicht. Sondern es geht mir um diesen gesellschaftlichen Mittelbereich, wo man nicht an der Existenzgrenze knabbert, aber auch nicht im totalen Überfluss schwimmt, sondern man ehrlich versucht, Dinge wegzulassen.

”

Wenn Verzicht leichtfiele, sozusagen mühelos wäre, dann wäre es kein Verzicht.“

Jeder Verzicht ist eine Chance auf Veränderung. Ist das so?

Für mich ist Verzicht ein Thema von Freiheit. Verzicht wird oft unter dem Aspekt von Einschränkungen diskutiert. Für mich ist es genau das Gegenteil. Der bewusste Verzicht ist eine Möglichkeit, mich selbst in Bewegung zu bringen und Neuentdeckungen zu machen. Diese Doppelbewegung ist für mich zentral: Wenn ich auf der einen Seite reduziere, habe ich auf der anderen Seite Raum für Neues.

Haben Sie ein Beispiel?

Wenn ich kein Fleisch mehr auf dem Teller habe, muss ich ja dennoch irgendetwas essen. Da werde ich plötzlich kreativ und entdecke neue Möglichkeiten. Sellerie anstatt Schnitzel, Linsen anstatt Leber, Bärlauchbutter anstatt Bratwurst.

Kommen wir zu einem anderen Reizthema. Hat das eigene Auto, insbesondere mit Verbrennermotor, eine Zukunft, oder haben Sie bessere Vorschläge für die Mobilität im Alltag?

Ein sinnvoller Verzicht bedeutet nicht den Verzicht darauf, mobil zu sein, sondern den Verzicht auf fossile Energie. Das mündet in die Frage, wie ich auch anders mobil sein kann. Da habe ich viele Möglichkeiten. Ich kann zu Fuß gehen, ich kann Fahrrad fahren, ich kann mich mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortbewegen, ich kann vielleicht bei anderen Leuten mitfahren. Da ist Verzicht auf das eigene Auto dann oft leichter als zunächst gedacht und eröffnet neue Möglichkeiten.

Prof. Dr. Timo Heimerdinger forscht und lehrt am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Freiburg (D). Er studierte in Freiburg und Pisa die Fächer Volkskunde, Neuere Deutsche Literaturgeschichte und Linguistik, wurde an der Universität Kiel mit einer Arbeit zu populären Seemannsbildern promoviert und absolvierte akademische Stationen in Dresden, Mainz und Innsbruck. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören derzeit die Themen Konsumkritik, Verzichtspraktiken und Postwachstum. Heimerdinger interessiert sich dafür, was Menschen dazu bringt, in der Reduktion einen Gewinn zu sehen und wie sie darüber sprechen.

>

”

Der bewusste Verzicht ist eine Möglichkeit, mich selbst in Bewegung zu bringen und Neuentdeckungen zu machen.“



Welche Möglichkeiten sollen das sein? Und gilt das auch für Menschen, die nicht in der Großstadt mit guten öffentlichen Verkehrsmitteln leben?

Meine eigene Erfahrung ist: Wir haben als Familie unser Auto vor ein paar Jahren abgeschafft und haben viele Gewohnheiten verändert. Unser Alltagsverhalten ist anders, wir kaufen anders ein, wir machen keinen Großeinkauf mehr am Wochenende, sondern wir kaufen mehrfach die Woche in kleineren Portionen ein, das geht dann auch zu Fuß. Es kauft auch nicht mehr nur eine einzige Person in der Familie ein, sondern jeder kauft ein bisschen was ein. Plötzlich sind an

dem Projekt Einkaufen alle Familienmitglieder beteiligt. Die Umstellung der Mobilitätsform hat somit auch Auswirkungen auf das soziale Miteinander.

Einkäufe sind das eine. Was ist mit einem eingeschränkten Freizeitverhalten, etwa Ausflügen mit der Familie ohne Auto?

Unser Freizeitverhalten ist heute anders. Wir orientieren uns für Ausflüge jetzt daran, wohin ein Bus fährt. Klar, das geht nicht überall, aber andererseits sind wir so an Orte gekommen, zu denen uns vorher gar nicht die Idee gekommen wäre. Jetzt guckt man auf

FOTO: UNSPLASH

die Karte und orientiert sich am Busverkehr: Aha, an diesen oder jenen Ort fahren wir doch mal hin. Ich würde sagen, Offensein für Neuentdeckungen in den Alltagsvollzügen, das ist eigentlich die Aufgabe und stellt den Verzicht auf das eigene Auto gar nicht mehr so schmerzhaft dar. Und spart einen Haufen Geld.

Gibt es eigentlich ein Gegenteil des wünschenswerten oder erstrebenswerten Verzichts?

Ich rate von jeder Form von Dogmatismus ab. Auch vom dogmatischen Verzicht, der sich in Formen der Verbissenheit, der Besserwisserei oder des Perfektionismus äußert. Ich bin zu 98 Prozent Vegetarier. Ich esse eigentlich überhaupt kein Fleisch, aber eben zweimal im Jahr dann doch, wenn ich etwa irgendwo eingeladen bin oder halt doch mal plötzlich Lust auf Fleisch habe. Das ist überhaupt kein Problem, diese zwei Prozent, sondern das ist einfach die Ausnahme, die es eben auch gibt. Und da soll man sich auch nicht schlecht fühlen. Denn ansonsten verliere ich den Freiwilligkeitscharakter des Verzichts. Das sage ich jetzt aber nur als Privatperson, also nicht als Wissenschaftler. Das habe ich nicht erforscht. Dieser Gedanke kommt eher aus meiner eigenen Lebenserfahrung.

Mit jedem gelungenen Verzicht kann ich mich offenbar selbst feiern, selbstzufrieden sein. Ist das nicht ein vermessenes Urteilen über andere?

Ich möchte nicht belehrend sein, wenn ich mich am Verzicht orientiere, ich möchte Vorschläge machen. Aber lassen Sie uns einmal in Bereiche schauen, wo Verzicht nicht nur anerkannt, sondern notwendig ist. Bereiche, wo niemand am Verzicht zweifelt. Zum Beispiel im Sport. Also jemand, der hart trainiert und den Trainingsplan einhält bei Wind und Wetter, um die bestmögliche Leistung zu erbringen, das ist total anerkannt. Oder auch in der Arbeit. Zu arbeiten,

um irgendwo hinzukommen, eine Mühe auf sich zu nehmen, um etwas zu erreichen, ist total anerkannt. Verzicht ist eine Genugtuung. Jeder Akt der Disziplin ist ja auch ein kleiner Sieg.

Da schließt sich der Kreis zu meiner Einstiegsfrage mit dem Ehrgeiz. Welcher Verzicht fällt Ihnen eigentlich persönlich schwer?

Ganz klar: Zucker. In jeder Form. Vor allem in Marmelade und Schokolade. Ich habe aufgehört zu rauchen, ich trinke keinen Alkohol mehr, ich esse kein Fleisch mehr – da fällt mir der Verzicht nicht mehr sehr schwer. Aber Zucker ist und bleibt, glaube ich, mein längerfristiges Projekt. **T**

Timo Heimerdinger über ...

... Bescheidenheit

Bescheidenheit ist eigentlich eher eine soziale Kategorie. Jemand ist bescheiden im Vergleich zu jemand anderem.

Jemand erscheint als bescheiden, wenn er weniger beansprucht, als man erwarten würde. Bescheidenheit entsteht aus einer Relation.

Jemand, der viel Geld hat, kauft gewöhnlicherweise eine Uhr, die 1000 Euro kostet. Plötzlich kauft er nur noch Uhren, die 60 Euro kosten. Dann erscheint das als bescheiden. Weil es nicht dem entspricht, was üblich oder erwartbar wäre.

... Genügsamkeit

Genügsamkeit ist keine relationale Kategorie. Genügsamkeit ist, wenn Dinge für einen selbst keine Bedeutung haben. Wenn man nicht mehr beansprucht, als man braucht. Und mit dem Ausreichenden zufrieden ist.

... Verzicht

Verzicht ist viel komplizierter. Verzicht ist: Ich würde jetzt gerne die Schokolade essen. Und ich hätte auch wirklich Lust dazu. Aber ich lasse es jetzt trotzdem. Und zwar aus eigenem Antrieb. Zum Beispiel, weil ich keine nicht fair gehandelten Kakaobohnen verzehren will und ich ein Zeichen setzen will. Verzicht kostet mich etwas. Ich muss es wollen.

Der Podcast und seine Erfinder

Vor gut hundert Jahren stiegen die Kapuziner in die Gestaltung und Produktion eigener Zeitschriften ein. Seither haben sich die Medien und ihre Formate stark verändert. War gar ein Kapuziner der Erfinder des Podcastings?



TEXT: BR. ADRIAN MÜLLER

» Kommunikation kennt stets einen Sender und einen Empfänger, vermittelt durch ein Medium. Berühmt und berüchtigt ist die Kapuzinerpredigt, welche mit dem Medium Sprache und Körper jongliert. Dabei sind Medien für die Gläubigen einer Buchreligion Grundlage des Glaubens. In der Bibel

finden sich etwa Briefe, ein weiteres Medium. Jesus hat aus Schriftrollen biblische Geschichten vorgelesen. Erst ab dem zweiten Jahrhundert stellte man langsam auf handgeschriebene Bücher um.

Vor gut dreißig Jahren studierten sowohl deutsche wie auch Schweizer Studenten des Kapuziner-

FOTO: UNSPLASH

klusters Luzern in der theologischen Fakultät. Br. Dietrich Wiederkehr hatte eine Professur für Fundamentaltheologie inne. Er war ein großer Fan der Radiosendung „Echo der Zeit“, welche seit 1945 ausgestrahlt wird, und für Schweizer auch heute noch ein gern gehörtes und preisgekröntes Qualitätsmedium ist.

Da die Radiosendung während des Abendgebetes, der Vesper, ausgestrahlt wurde, konnte Br. Dietrich diese nicht live verfolgen. Deshalb nahm der Kapuziner die Sendungen auf Kassette auf und hörte diese am kommenden Morgen im gemeinsamen Waschsaal der Brüder.

Die Kapuzinerstudenten wussten, dass Zähneputzen und Waschen still erledigt werden mussten, denn der sich rasierende und waschende Bruder Dietrich durfte nicht gestört werden. Und trug Bruder Dietrich aufgrund einer Rasierverletzung ein Pflaster auf der Haut, dann wurde spekuliert, welche Botschaft ihn wieder geärgert habe. Auch heute hört der über 90-jährige Kapuziner interessiert Podcasts und Hörbücher über Kopfhörer.

Abonmierbare Serien seit 2000

Als Erfinder des Podcastings gelten Tristan Louis, der das Konzept im Jahr 2000 erstmals vorschlug, und Dave Winer, der es leicht modifiziert als Erster umsetzte – also erst zehn Jahre nach der dietrichschen Hörpraxis mit dem Tonbandgerät im Waschsaal! Bei Podcasts handelt es sich meistens um Audiodateien, manchmal auch Videodateien, die aus dem Internet heruntergeladen werden können. Im Unterschied zu Hörbüchern – wobei eine klare Abgrenzung nicht einfach ist – sind Podcasts als Serie organisiert, die meistens in regelmäßigen Abständen publiziert werden und somit entsprechend online abonniert werden können.

Obwohl Podcasts vor allem in den USA gesellschaftsprägend sind (sie spielten etwa bei der

Trump-Wahl eine entscheidende Rolle), spricht man in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum von einem Podcast-Boom. Vor allem Nachrichten über das Tagesgeschehen und wirtschaftliche Fragen werden rege gehört. Doch werden heute für die meisten Sachgebiete Podcasts gestaltet, auch für Religion, Spiritualität, Orden und Theologie.

Impulse für besondere Zeiten

So oder so lohnt sich ein Blick in die Rankings und Podcasts-Listen, denn im Bereich „Religion und Spiritualität“ findet sich dort immer wieder etwas Interessantes. Der Vorteil des Mediums „Podcast“ war schon Br. Dietrich klar: Einen Podcast kann man genau dann hören, wenn man Zeit und Muße dafür hat. Beim Autofahren, beim Joggen – oder eben im Waschsaal der Brüder. **T**



PODCAST-TIPPS VON BR. ADRIAN

Bei den bibelwissenschaftlichen Podcasts kann ich **„Feministische Bibelgespräche“** empfehlen. Ulrike Metternich arbeitet in Berlin und Luzia Sutter Rehmann in Basel. Als franziskanischer Podcast ist auf jeden Fall **„barfuss + wild“** von Jan Frerichs (OFS) zu erwähnen. **„Orden on air – der Podcast der Ordensgemeinschaften Österreichs“** hat auch schon einige Folgen mit deutschsprachigen Kapuzinern etwa aus Salzburg produziert. Mit **„AURUM“** produzieren die deutschsprachigen Kapuziner auch einen eigenen Podcast, der Impulse zu den Sonntagsevangelien vermittelt. Natürlich sind die Kapuzinerbrüder auch immer wieder in anderen, nicht eigenen Podcasts vertreten, wie zum Beispiel im biblischen Tagesimpuls bei der Zürcher Telebibel. Empfehlenswert ist auch **„Unter Pfarrerstöchtern“**.

Viele Podcasts für Religion und Spiritualität können auf der Homepage **podwatch.io** im Bereich **„Religion und Spiritualität“** gefunden werden.

STANDPUNKT

Mobilität entscheidet darüber, wer dazugehört – und wer ausgeschlossen bleibt. Ein Plädoyer von Br. Julian Pfeiffer für einen Richtungswechsel.

TEXT: BR. JULIAN PFEIFFER

» Wenn Sprit an der Zapfsäule (mal wieder) teurer wird, merke ich an mir selbst, wie schnell der Reflex kommt: Es braucht Unterstützung, denn Mobilität ohne Auto ist nicht denkbar. Genau diese Fixierung ist aber ein Problem. Die Wirtschaft darf nicht länger am Auto als Leitindustrie hängen. Denn unser Verkehr folgt oft einer Eigentumslogik: Nicht der Bedarf organisiert Bewegung, sondern Besitz, Absatz und Rendite.

Das ist „besitzender“ Verkehr: Mobilität entsteht dort, wo Kapital steht und nicht dort, wo Menschen sie brauchen. Ich sehe das jedes Mal, wenn wieder über Kaufprämien, Steuervorteile und Rabatte ge-

„

Luxus nicht länger fördern und Mobilität so bauen, dass Armut nicht einsperrt.“

stritten wird, aber kaum darüber, wie man verlässlich zur Arbeit, zum Arzt oder zu Freunden kommt. Wer kein Auto besitzt, spürt das als Mangel an Zeit und Teilhabe; wer eines besitzt, spürt es als Zwang, es zu finanzieren.

Der Nutzen dieser Ordnung ist privat, ihre Nebenfolgen sind öffentlich: Flächen, die fehlen, Lärm, der bleibt, Stauzeit und die Abhängigkeit von Weltmärkten. Und sobald es wackelt, soll die Allgemeinheit zahlen, damit der Motor des Alten weiterläuft. Die Logik ist einfach: Produktion folgt der Verwertung, nicht dem Bedürfnis. Die Politik wird zur Werkbank dessen. Doch diese Logik ist unsere freie Entscheidung, kein Naturgesetz.

Stattdessen wäre Folgendes vernünftig: Wir brauchen einen Richtungswechsel zu einem Verkehr, der vom Bedarf ausgeht und dem Gemeinwohl dient. Mit Schiene und Bus als Rückgrat. Mit Wegekettten, Takt und Verlässlichkeit auch dort, wo Profit fehlt. Dazu eine Industriepolitik, die den Übergang organisiert. So kann man sicher aus der Autoabhängigkeit herausinvestieren. Und mit franziskanischem Blick heißt das für mich: Luxus nicht länger fördern, Mobilität so bauen, dass Armut nicht einsperrt. Wer wenig hat, darf nicht abgeschnitten sein. Und wer viel hat, muss mit den Armen solidarisch sein.

FOTO: KAPUZINER/ANITA LEDERSBERGER

BR. JULIAN PFEIFFER

KAPUZINER IN SALZBURG

Br. Julian wurde 1999 geboren und legte im Jahr 2021 seine zeitlichen Gelübde als Kapuziner ab. Er lebt im Kloster auf dem Kapuzinerberg in Salzburg. In der Stadt an der Salzach studiert er katholische Theologie und Philosophie.



PROVINZIALAT

Provinzial: Br. Helmut Rakowski
Kapuzinerstraße 34
80469 München
T +49 (0)89 278 271 0
E-Mail: sekretariat.muenchen@kapuziner.org

kapuziner.org

KAPUZINERDELEGATION TIROL

Delegat: Br. Joly Puthusserry Varghese
Kaiserjägerstr. 6
6020 Innsbruck
T +43 (0)512 584 914 10
E-Mail: delegat.tirol@kapuziner.org

kapuziner.org und kapuziner.at

KAPUZINERDELEGATION BELGIEN/NIEDERLANDE

Delegat: Br. Christophorus Goedereis
Basilus van Bruggelaan 4
5363 VA
Velp/Noord-Brabant, Niederlande
T +31 6 825 98 563
E-Mail: delegaat@kapucijnen.org

kapucijnen.com

Die Adressen aller
Konvente finden Sie auf
kapuziner.org

FOTO: KAPUZINER/RAUSER (RÜCKSEITE)

Impressum

cap! Das Magazin der Kapuziner

Herausgeber

Deutsche Kapuzinerprovinz

Kapuzinerstr. 34
80469 München
T +49 (0)89 278 271 0
tobias.rauser@kapuziner.org
kapuziner.org

Redaktion

Br. Christian Albert (Fushë-Arrëz, AL)
Br. Thomas Dienberg (Münster, D)
Br. Michael Maldacker (Frankfurt, D)
Br. Adrian Müller (Luzern, CH)
Tobias Rauser (München, D)

Art Direktion

Christine Plößner
sequoia-media.com

Druck und Versand

Rademann Print, Lüdinghausen

Bankverbindung

Deutsche Kapuzinerprovinz
LIGA Bank e.G., Regensburg
BIC GENODEF1M05
IBAN DE60 7509 0300 1002 2064 39

Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für den Inhalt der Texte sind die jeweiligen Autorinnen und Autoren verantwortlich.



EINFACH • FRANZISKANISCH • LEBEN